



Gedenkjahr auf Österreichisch • Spielberg ver-
filmt Anschlag auf Olympiadorf von 1972 •
Gespräch mit dem Terrorexperten Schweitzer
• Film mit Ben Becker über jüdische Identität

Ausgabe Nr. 21 (3/2005)

Tischrei 5766

€ 3,-

www.nunu.at



FÜR OBERRABBINER LAU WAR
GAZA-ABZUG GERECHTFERTIGT

29.09.'05

**AUFTAKTVERANSTALTUNG
„WAS WÄRE GEWESEN,
WENN“**

**18:30 UHR
VOLKSTHEATER**

www.wiener-wissenschaftstage.at

W W

von
29.09
bis
07.10
2005

**WIENER
WISSENSCHAFTSTAGE**

**»JENSEITS DER JUBILÄEN - WISSENSCHAFT
UND GESELLSCHAFT
IN DER WELT VON MORGEN.«**

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser!

„Und täglich grüßt das Murmeltier“ hieß jener Film, in dem ein Mann sich jeden Morgen beim Aufwachen wieder in der gleichen Szene befindet, wie an allen Tagen davor. Eine ähnliche Schleife der Wiederholungen begegnet uns alle drei Monate in den Tageszeitungen, wo wir lesen, dass die Restitution nunmehr „endgültig“ erledigt sei und das Geld alsbald ausgezahlt werde. Es sei nur mehr die Frage der Rechtssicherheit zu klären, aber hier befinde man sich auf gutem Weg. Verwirrend, wo doch der Präsident der Kultusgemeinde in der „Gemeinde“ schreibt, die immer noch offenen Klagen seien nicht der Grund für die fehlenden Auszahlungen. Wie dem auch sei: NU hat bereits in der vorigen Ausgabe die offensichtlich ultimative Schlagzeile dazu gebracht: „IKG einigt sich mit Regierung. Wann aber wird gezahlt?“ Die Antwort weiß allein das Murmeltier.

Danielle Spera ist für das aktuelle NU ein sensationelles Interview gelungen. Israel Meir Lau, ehemaliger aschkenasischer Oberrabbiner von Israel, derzeit Oberrabbiner von Tel Aviv, hat ihr in Israel ein Interview gegeben, das die derzeitige politische und religiöse Situation beleuchtet.

Zwei Beiträge befassen sich mit dem Thema Terror:

Fritz Neumann bespricht den Film von Steven Spielberg

zum Anschlag auf die israelische Olympiamannschaft in München 1972 und unser London-Korrespondent Axel Reiserer hat den israelischen Terrorexperten Yoram Schweitzer zum Anschlag in London interviewt und ihn gefragt, warum Menschen zu Selbstmordattentätern werden.

Weiters in diesem Heft: Barbara Tóth hat Karl Schwarzenberg zum Thema Adel und Judentum befragt, Alexia Weiss hat sich den Film „Ein ganz gewöhnlicher Jude“ für uns angeschaut, Rainer Nowak stellt jüdische Krimi-Autoren vor und Charles E. Ritterband, Österreich-Korrespondent der NZZ, erzählt im Interview, wie er das österreichische Gedankenjahr erlebt.

Schließlich noch mein Lieblings-Murmeltier oder besser das ceterum censeo jedes meiner Editorials: Wir freuen uns über Ihre Spende auf das Konto BA-CA (BLZ 12000), Nummer 08573 923 300.

Möge das Jahr 5766 ein glückliches und erfolgreiches sein, wünscht Ihnen mit einem aufrichtigen Schana tova

Peter Menasse, Chefredakteur

INHALT

Oberrabbiner Lau

ISRAEL *Der neue Oberrabbiner von Tel Aviv über den Abzug aus Gaza.*
Von Danielle Spera

4

Olympia-Attentat

FILM I *Spielberg widmet sich Anschlag auf die israelische Mannschaft von 1972.* Von Fritz Neumann

12

Yoram Schweitzer

TERROR *Der israelische Experte zu den Anschlägen von London.*
Von Axel Reiserer

16



FOTO: © PETER RIGAUD

Charles E. Ritterband

GEDENKJAHR *Der NZZ-Korrespondent sieht „eine verpasste Chance“.*
Von Peter Menasse

18

Science

TAGUNG *Wien als Stadt der Wissenschaft.* Von Peter Menasse

26

Karl Schwarzenberg

ADEL UND JUDENTUM
Gemeinsamkeiten, doch Schicksal lässt sich nicht vergleichen.
Von Barbara Tóth

28

Judentum

FILM II *Ben Becker will „Ein ganz gewöhnlicher Jude“ sein.*
Von Alexia Weiss

30

Jüdische Krimiautoren

LITERATUR *Mit Schirm, Charme und Kappi.*
Von Rainer Nowak

32

Theaterwoche

GASTSPIEL *Yiddishpiel Theater von 27. September bis 2. Oktober in Wien.*
Von Alexia Weiss

33

Ohne Kommentar

FOTOVERGLEICH
Ein historisches Bild, zwei Aufnahmeorte

34

Rätsel

JIDDISCHES *zum Raten.*
Von Michaela Spiegel

35

Dajgezzen und Chochmezzen

KOMMENTAR *Erwin Javor und Peter Menasse über Blaue und Orange in Österreich und Israel*

36

Kultusgemeinde

KOMMENTAR *Martin Engelberg über die IKG als „Versorgungs-Gruppe“*

37

Alltagsgeschichten

KOMMENTAR *Erwin Javor über den Gaza-Rückzug*

38

office@nunu.at
www.nunu.at

Die Realität hat die Pessimisten enttäuscht

Der Gaza-Abzug war gerechtfertigt, sagt der ehemalige Oberrabbiner Israels, Israel Meir Lau, und lässt mit dieser Aussage aufhorchen. Das oberste Gebot sei, Leben zu retten, lautet seine Begründung. Der nunmehrige Oberrabbiner von Tel Aviv gilt als die moralische Autorität Israels. Jetzt wird sein Name immer wieder als Kandidat für das Amt des israelischen Staatspräsidenten genannt.

ISRAEL MEIR LAU IM GESPRÄCH MIT DANIELLE SPERA.

NU: Der Gaza-Abzug ist viel schneller und besser abgelaufen, als erwartet worden war. Wie ist Ihr Resümee?

Lau: Ich bin glücklich, dass der Abzug ohne Blutvergießen verlaufen ist. Aber erst die Zeit wird uns zeigen, ob es ein vernünftiger Schritt war. Es ist eine Chance, aber auch ein Risiko. Ich spreche von einem Sicherheitsproblem, davon, dass man Menschenleben aufs Spiel setzt. Ob es ein Gewinn für uns war oder vielleicht sogar das Gegenteil, das lässt sich jetzt noch nicht sagen. Ich fürchte, weder die Regierung noch die Armeeführung können das jetzt beurteilen. Je nach Partei wird man es natürlich optimistisch oder pessimistisch sehen. Aber ob es langfristig gut oder schlecht war, das wird erst die Zukunft zeigen. Ich spreche jetzt nicht vom theologischen, vom halachischen Standpunkt. Wir müssen aber beten, dass sich dieser Schritt positiv auswirken wird. Ohne Optimismus und Glauben würden wir Juden gar nicht mehr existieren.

Die Siedler und die Religiösen haben argumentiert, dass Gaza doch Teil von „Eretz Israel“, dem Heiligen Land, sei und es daher halachisch nicht gerechtfertigt gewesen sei,

dieses Land zu übergeben. Was war Ihre Meinung zum Abzug aus Gaza?

Es ist nicht das erste Mal, dass wir uns aus einem Gebiet zurückziehen, diesmal ist allerdings alles anders. Diesmal zerstören wir unsere Siedlungen und geben Land ohne Abkommen her. Also diesmal war es ein einseitiger Rückzug.

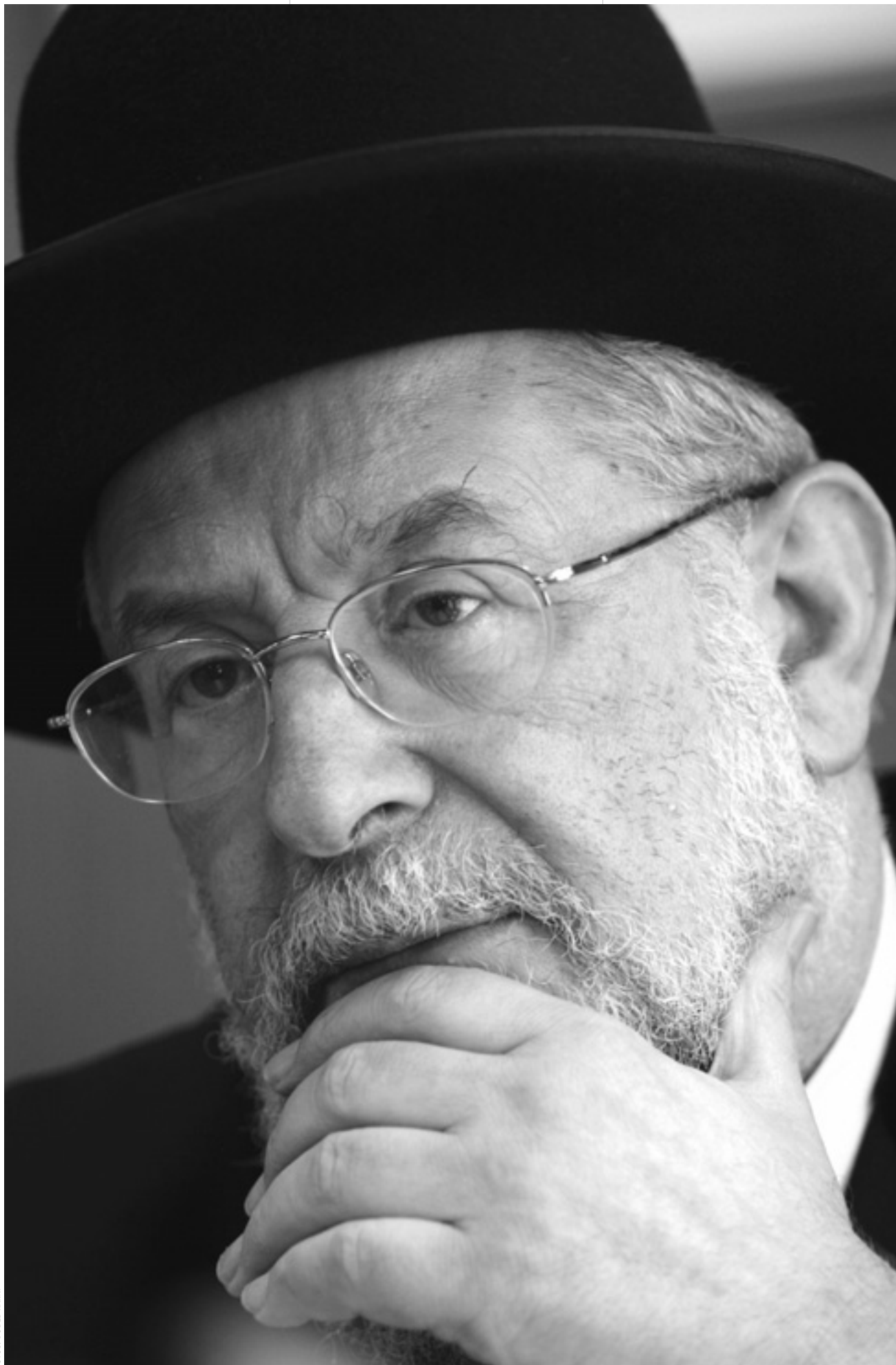
»Es ist nicht das erste Mal, dass wir uns aus einem Gebiet zurückziehen.«

Es gab keine Verhandlungen, keine Friedensgespräche, keinen Waffenstillstand, nicht einmal ein Versprechen, dass es keine Angriffe auf Juden mehr geben werde. Doch Ministerpräsident Sharon ist sicher, dass es für Israel und den Nahen Osten die beste Entscheidung war. Wir leben in einer Demokratie und wir respektieren die Entscheidungen der Regierung und des Parlaments. Ich bin sehr froh, dass trotz allen Schmerzes und Leides kein Tropfen Blut vergossen worden ist, nicht bei den

Siedlern und nicht auf der Seite der Soldaten. Im Gegenteil, sie haben Solidarität und Freundschaft gezeigt. Brüderliches Verhalten trotz tiefer Meinungsverschiedenheiten.

Viele religiöse Israelis haben in Frage gestellt, ob ein Politiker überhaupt das Recht habe, über Land zu entscheiden, das Gott gegeben hat.

Die Halacha schaut hier genau auf das so genannte „Pikuach Nefesh“, also ein Leben aus der Gefahr zu retten. Das ist das oberste Gebot und rechtfertigt alles. Es ist eine halachische Diskussion, die unter Rabbinern geführt wird, wo es auch unterschiedliche Standpunkte geben kann. Doch jeder versteht eine Sache: nämlich, dass das Versprechen der Bibel ein ewiges ist. Die Bibel spricht von Groß-Israel – auf beiden Seiten des Jordan. Das ist das Versprechen, das Abraham, Isaak und Jakob gegeben wurde, und es besteht doch kein Zweifel daran, dass wir deren Nachkommen sind. Als David Ben Gurion 1937 vor einem königlich-britischen Komitee sprach, das die Situation in Palästina untersuchte, sagte er, die Bibel sei das Dokument, das die An-



FOTOS: GODED KARNI



Oberrabbiner Lau: Kein Kampf zwischen Gesetzen der Thora und der Knesset

sprüche des jüdischen Volkes auf das Land Israel rechtfertige. Aber vielleicht ist die Zeit für die Erlösung des jüdischen Volkes noch nicht gekommen. Wir haben den dritten Tempel noch nicht gebaut, noch leben viele Juden in der Diaspora, die Mehrheit der Juden lebt außerhalb Israels, also außerhalb der Heimat. Wir haben schon oft bewiesen, dass wir eine Nation sind, die viel Geduld hat.

Es gab Rabbiner, die die Soldaten, die in Gaza eingesetzt waren, zur Befehlsverweigerung aufgerufen haben. Unter dem Motto, man dürfe nur den Befehlen Gottes folgen, nicht aber den Befehlen eines Vorgesetzten oder Politikers. Wie haben Sie das beurteilt?

Es ist schon bewiesen, dass wir den Konflikt zwischen dem Gesetz der Knesset und dem der Thora verkleinern können. Wir können einen Staat mit Gesetzen erhalten, der auf den Funda-

menten der Thora basiert. Nicht nur gibt es keinen Kampf zwischen den Gesetzen der Thora und jenen der Knesset, die Thora gibt den gewählten Parlamentariern sogar die Erlaubnis, auf Basis der Entscheidungen und des Willens der

»Die Mehrheit der Juden lebt außerhalb Israels.«

Mehrheit der Menschen im Land Gesetze zum Wohlergehen der Bevölkerung zu verfassen. Da bestehen keine Konflikte zwischen der Thora und den Gesetzen. Allerdings unter einer Voraussetzung: dass keine Gesetze gestaltet werden, die der Thora widersprechen oder ihr zuwiderhandeln. Z. B. ein Gesetz zu erlassen, das die Shabbatruhe absichtlich verletzt, das wäre verboten. Doch alle anderen Gesetze zur Verwaltung oder Verteidigung unserer Gesell-

schaft, oder um Werte zu schaffen, dazu gibt die Thora ausdrücklich ihre Erlaubnis, und zwar jenen, die dafür vom Volk gewählt worden sind und das Volk repräsentieren.

Im Vorfeld des Abzugs aus Gaza gab es Rabbiner, die zu kriminellen Handlungen aufgerufen haben, bis hin zu einer so genannten „pulsa denura“¹⁾, einem Fluch über Sharon, der quasi einem Aufruf zum Mord gleichkommt. Was sagen Sie zu solchen Auswüchsen?

Daran war ganz sicher kein Rabbiner beteiligt! Einen derartigen Fluch hat man vielleicht gegen Yitzhak Rabin ausgestoßen. Diesmal hat sich eine Hand voll Extremisten getroffen, Rabbiner war

¹⁾ **pulsa denura** – Peitschenschlag aus Feuer. Der Begriff kommt aus dem Aramäischen. Ein Todesfluch mit seinem Ursprung im kabbalistischen Mystizismus. In Israel ist der Begriff im Zusammenhang mit dem Aufruf zur Ermordung des früheren Regierungschefs Yitzhak Rabin durch radikale Kreise aufgetaucht.



Oberrabbiner Lau im Gespräch mit Danielle Spera

keiner dabei, keiner jedenfalls, der in irgendeiner Form legitimiert wäre. Leider ist allerdings der Titel „Rabbiner“ nicht gesetzlich geschützt, so wie der Titel eines Arztes oder Ingenieurs.

Was unterscheidet Menschen, die solche Flüche ausstoßen, von islamischen Hasspredigern? Hier richtet es sich zwar sozusagen gegen das eigene Volk, dennoch sind es Aufrufe, andere Menschen zu töten.

Ich kann nur sagen, wir leben in einer Demokratie mit Meinungsfreiheit. Auch wenn das jetzt vielleicht unpassend scheint, fällt mir dazu ein Witz aus dem so genannten Kalten Krieg ein. Es gab eine Diskussion zwischen zwei Diplomaten, einem Russen und einem Amerikaner. Der Amerikaner sagte: „Wenn ich mich in Washington hinstelle und laut rufe, Präsident Truman ist ein Trottel, werde ich nicht verurteilt. Ich kann dort sagen, was ich will.“ Der Russe antwortete: „Das ist ja gar nichts, ich kann

mich in Moskau auf dem Roten Platz hinstellen und rufen, Präsident Truman ist ein Trottel, und bekomme dafür sogar einen Orden. Also meine Demokratie ist doch besser.“ Was ich damit sagen will: Irgendjemand hat eine „pulsa de-

dem Spiel zu lassen. Er soll seinen einzigartigen Platz in der Geschichte haben. Ich habe aufgerufen: Bitte keine Vergleiche mit den Nazis oder Auschwitz. Es gibt einen Spruch in der Thora: „Shal na’alecha me’al raglecha“: Ziehe deine

»Ich kann nur sagen, wir leben in einer Demokratie mit Meinungsfreiheit.«

nura“ ausgestoßen, wobei ich nicht einmal genau weiß, was das eigentlich ist. Lassen wir das doch so stehen.

Es gab Siedler, die sich den gelben „Judenstern“ angesteckt und die Soldaten als Nazis beschimpft haben. Verletzt das nicht die Gefühle all jener, die, wie Sie, in Konzentrationslagern waren?

Der Stern war orange, nicht gelb, die Farbe der Siedler. Ich habe immer wieder dazu aufgefordert, den Holocaust aus

Schuhe aus, denn du stehst auf heiligem Boden. Das heißt, der Holocaust war und soll für alle Zeit ein einmaliges Ereignis bleiben, das sich nie wieder über irgendein Volk ereignen möge. Bitte keine Vergleiche. Ich möchte nicht über Menschen richten. Glücklicherweise waren es aber nur ein, zwei Familien unter tausenden Menschen, die sich den Stern angesteckt haben. Sie waren offenbar darauf aus, mit Nazisymbolen zu schockieren.



»Sie wussten aber, dass man zerstörtes
Land immer wieder neu aufbauen kann
und es daher nie verloren ist.«





Laut Umfragen sieht die Mehrheit der Israelis die Spaltung der Gesellschaft in Religiöse und Nichtreligiöse als größte Gefahr für die Zukunft Israels, sehen Sie das auch so?

Nach unserem Gespräch werde ich an der Zeremonie zur Umbettung der Toten von Gusch Katif im Gazastreifen auf einen Friedhof in Jerusalem teilnehmen. Die Kluft zwischen religiösen und nichtreligiösen Menschen hier zu schließen, war sicher auch der letzte Wille dieser Menschen, deren Überreste wir heute zum zweiten Mal begraben. Viele von ihnen sind von palästinensischen Terroristen ermordet worden, darunter eine sehr junge Frau, eine Anwältin, sie ist so jung gestorben und wird schon zum zweiten Mal begraben! All diese Menschen starben,

weil sie in diesem Teil des Landes leben wollten. Sie wussten aber, dass man zerstörtes Land immer wieder neu aufbauen kann und es daher nie verloren ist. Die Einheit des jüdischen Volkes ist das wichtigste Ziel, das wir erreichen müssen.

Das ist aber ein schwieriges Vorhaben, da liegen doch unüberbrückbare Gegensätze zwischen den beiden Seiten.

Dass es möglich ist, diese Spaltung zu überwinden, das hat der Abzug aus Gaza eindrucksvoll bewiesen. Soldaten und Siedler haben gemeinsam geweint, einander umarmt, miteinander gesungen und gebetet. Gemeinsam haben sie die Thora-Rollen aus den Tempeln getragen. Das ist doch

stärker als jede Schwarzmalerei. Die Realität hat also die Pessimisten enttäuscht.

Sie waren der jüngste Überlebende des KZ Buchenwald. Fast Ihre gesamte Familie wurde von den Nazis ermordet. Eine Kernfrage, die wir uns immer wieder stellen und die Sie als Rabbiner – als sehr gläubiger Mensch – sicher auch Ihr Leben lang beschäftigt hat, ist, wie die Shoa überhaupt geschehen konnte.

Ich habe gerade meine Autobiographie geschrieben, da können Sie dann meine Antwort auf 350 Seiten nachlesen. Wir sind zu klein, zu schwach und zu kurz auf dieser Welt, um die Entscheidungen des Allmächtigen zu verstehen. Wir können nicht alles wissenschaftlich erforschen, wir haben für viele Probleme der Menschheit noch keine Lö-

»Wenn man diese Frage beantworten könnte, ist es nicht mehr Glauben, sondern Mathematik.«

sung gefunden. Krebs, Aids sind bisher unerforscht. Die Meere, die Atmosphäre sind noch nicht bis zum letzten Element erforscht. Wir können die Sonne nicht erreichen, die meisten Sterne sind zu weit von uns entfernt, dass wir sie entdecken könnten. Wir begeben uns also in dieser Frage auf eine metaphysische Ebene. Das ist der Unterschied zwischen Wissen und Glauben. Wissen kann man beweisen. Wenn man diese Frage beantworten könnte, ist es nicht mehr Glauben, sondern Mathematik. Glaube ist aber nicht Mathematik, also drei Mal zwei ist sechs. Das lässt sich überprüfen. Glaube ist etwas ganz anderes.

Wie kann man nach dem, was Sie erlebt haben, seinen Glauben behalten, wenn es keine Antwort darauf gibt, dass Gott, wenn es ihn gibt, die Shoa nicht verhindert hat? König David sagte: „Deine Taten, Allmächtiger, sind für meinen Geist zu groß.“ Als Kind habe ich immer gefragt: „Dlaczego“, das ist polnisch und heißt: Warum? Aber ich habe keine Antwort bekommen – bis heute, 60 Jahre später.

Es gibt religiöse Stimmen, die die Shoa mit den Sünden der Juden in der Vergangenheit erklären wollen.



»Ich gehöre keiner Partei an, werde von keiner Partei unterstützt. Ich möchte auch von keiner Partei gewählt werden.«

»Da hat man aus einem hervorragenden Wissenschaftler einen schwachen Politiker gemacht.«



Ich bin nicht der Buchhalter des Allmächtigen. Ich kann meine Bücher in Ordnung halten und meine Taten beurteilen, aber die von anderen Menschen nicht. In der Thora kann man immer wieder Stellen finden, wie im Buch Hiob oder die Opferung Isaaks, wo man nachlesen kann, dass Menschen immer wieder geprüft wurden, um ihren Glauben zu testen. Das war keine Strafe, nur eine Prüfung. Was kann ich über die Entscheidungen G'ttes wissen? Die Shoa ist für mein Verständnis zu hoch.

In der letzten Zeit wird Ihr Name immer wieder im Zusammenhang mit der Nachfolge des israelischen Staatspräsidenten Moshe Katzav genannt. Soll ein Rabbiner einen Platz in der Politik einnehmen?

Bisher kamen alle Präsidenten aus der Politik, nur einmal nicht. Da hat man

aus einem hervorragenden Wissenschaftler einen schwachen Politiker gemacht.

Sie aber gelten als äußerst integrative Figur für die israelische Gesellschaft.

Ich versuche aber gar nicht, Politiker zu sein, im Gegenteil. Ich flüchte. Ich glaube, dass ich als geistlicher Führer der Politik neutral gegenüberstehen muss. Ich gehöre keiner Partei an, werde von keiner Partei unterstützt. Ich möchte auch von keiner Partei gewählt werden. Ich bin sieben Mal für hohe Funktionen im Rabbinat gewählt worden und das immer ohne Unterstützung einer politischen Fraktion. Das ist für israelische Verhältnisse sehr ungewöhnlich und darauf bin ich stolz. Ich möchte meinen guten Ruf nicht verlieren und mich nicht für irgendeine Partei zur Verfügung stellen. Ich gehöre den Menschen in Israel. ■

Zur Person:

Rabbi Israel Meir Lau wurde 1937 in Piotrków, Polen geboren. Er war der jüngste Überlebende des Konzentrationslagers Buchenwald. Seine Eltern und Geschwister wurden bis auf einen Bruder, der mit ihm überlebt hat, von den Nazis ermordet. 1946 wanderte er nach Israel aus, wo er von seinem Onkel und seiner Tante aufgenommen wurde. Aus einer Familie von Rabbinern stammend, schlug auch er diesen Weg ein und wurde nach seiner Ausbildung in Israel 1971 Rabbiner. Er war unter anderem Oberrabbiner von Netanya, Tel Aviv, aschkenasischer Oberrabbiner von Israel und ist Mitglied von Rabbinatsgerichten. Seit Juni ist er wieder Oberrabbiner von Tel Aviv. Vor kurzem erschien seine Autobiographie. „Al tishlach yadha el hana'ar“ („Erhebe deine Hand nicht gegen den Buben“), Yedioth Ahronoth, 350 Seiten. Bisher ist nur die hebräische Ausgabe erhältlich. An einer englischen Übersetzung wird gearbeitet.

„Munich“ – Der Film von Steven Spielberg

Die einen heben ihn in den Himmel, die anderen verteufeln ihn. Steven Spielberg ist zwar gewohnt, dass seine Filme für Gesprächsstoff sorgen, doch selten hat einer seiner Streifen schon vorab solche Debatten verursacht. „Munich“, der mit dem Olympia-Attentat 1972 beginnt, sich aber vor allem um die israelische Reaktion darauf dreht, ist noch nicht im Kasten, im Dezember soll der Streifen in Nordamerika, Anfang Jänner in Europa anlaufen. Doch bereits jetzt formieren sich die Anhänger und die Gegner des Films und auch Spielbergs.

VON FRITZ NEUMANN

Nach US-Medienberichten nahm „Munich“-Drehbuchautor Tony Kushner und nimmt damit Spielberg für den Film (Produktion: Universal Pictures und Spielbergs Dream Works-Studio) Anleihen an einem umstrittenen Buch des kanadischen Journalisten George Jonas. Es trägt den Titel „Vengeance: The True Story of an Israeli Counter-Terrorist-Team“. Und genau daran stoßen sich jene, die Spielberg kritisieren. Laut „Vengeance“ hatten Mossad-Agenten eher auf Geheiß denn mit Duldung von Ministerpräsidentin Golda Meir das „Komitee X“, auch „Zorn Gottes“ genannt, gebildet. Es sollte alle jene Palästinenser eliminieren, die direkt oder indirekt am Olympia-Attentat beteiligt waren.

Jedenfalls wurden bei Vergeltungsaktionen etwa ein Dutzend Menschen getötet, darunter auch mindestens ein Unschuldiger. Der marokkanische Kellner Ahmed Bouchiki fiel im Juli 1973 in Lillehammer einer Verwechslung zum Opfer, der Mossad hatte ihn für Ali Hassan Salameh („der rote Prinz“), einen der Drahtzieher von München, gehalten. Die norwegische Polizei konnte sechs Mossad-Agenten verhaften, sie wurden zu jeweils fünf Jahren Haft verurteilt.



Steven Spielberg am Set

Die israelische Regierung entschuldigte sich bei Bouchikis Familie und zahlte eine Entschädigung.

Im Mittelpunkt von „Munich“ wird also nach Angaben der Universal-Studios ein geheimes israelisches Sonderkommando stehen, das die Drahtzieher der Organisation „Schwarzer September“ überführen und eliminieren soll. Spielbergs Sprecher Marvin Levy hat vergeblich betont, dass „enorme Nachforschungen angestellt und Berichte vie-

ler Beteiligten im Skript verarbeitet“ wurden. Der große Meister selbst, der sich lange Zeit in Schweigen hüllte, sah sich am Ende aufgrund der Diskussionen doch zu einem Statement veranlasst. In diesem nannte er „das Olympia-Attentat sowie die Reaktion Israels einen entscheidenden Moment in der Geschichte des Nahen Ostens“.

Laut Spielberg sei es „einfach, auf historische Momente zurückzublicken. Schwieriger ist es, die Ereignisse vom



damaligen Blickpunkt der tatsächlich Beteiligten zu beurteilen“. Er betrachte die israelische Reaktion auf München aus dem Blickwinkel jener Männer, „die für den Vergeltungsschlag gewählt wurden“, dabei werde „die menschliche Seite einer Tragödie“ sichtbar. „Und wenn wir erkennen, wie die unerbittliche Entschlossenheit dieser Männer, ihre Mission erfolgreich durchzuführen, langsam beunruhigenden Zweifeln über ihr Handeln Platz macht, können wir meiner Meinung nach etwas Wichtiges über die tragischen Konfliktsituationen von heute lernen.“

Wohl wissend, dass er sich auf heikles Terrain begeben hat, ließ sich Spielberg von Mike McCurry, einst Sprecher des Weißen Hauses, und Dennis Ross, früher Nahostbeauftragter von Ex-US-Präsident Bill Clinton, beraten. Dem Vernehmen nach hat auch Clinton selbst auf Spielbergs Bitte hin das Skript gelesen. Ansonsten wurde Geheimhaltung groß geschrieben, nur wenige Schauspieler und enge Spielberg-Vertraute sollen das Drehbuch vom Anfang bis zum Ende kennen. In der Hauptrolle des führenden Mossad-Agenten wird der Australier Eric Bana

(„Hulk“) zu sehen sein, in weiteren Rollen agieren Daniel Craig, der als nächster James Bond gehandelt wird, Geoffrey Rush, Mathieu Kassovitz, Hanns Zischler und Ciaran Hinds. Auch die Darsteller haben sich öffentlich bis dato kaum über den Inhalt des Films geäußert, allein Craig wird im Magazin „Empire“ wie folgt zitiert: „Der Film zeigt, dass Rache nichts bringt. Blut bringt wieder Blut hervor.“

Mit Sicherheit legt es „Munich“ darauf an, dass Parallelen zur Gegenwart

London mit dem von der Polizei in der U-Bahn erschossenen Brasilianer Jean Charles de Menezes nicht wirklich weit von Lillehammer entfernt.

Israel hat nie formell die Urheber-schaft für Tötungen übernommen, die dem Anschlag von München folgten. Bis dato gibt es zwei Filme, die sich mit München 1972 auseinander setzen: „21 Hours at Munich“ (USA, 1976) und „Ein Tag im September“ (Großbritannien/Schweiz, 2000), der in der ARD lief und mit einem Oscar ausgezeichnet

**»Der Film zeigt, dass Rache nichts bringt.
Blut bringt wieder Blut hervor.«**

gezogen werden. Wenn Spielberg die Frage aufwirft, wie eine Nation auf Terror reagieren soll, wird wohl am Vergleich mit der US-Reaktion auf 9/11 kein Weg vorbeiführen. Auch kann man davon ausgehen, dass der in Lillehammer ermordete marokkanische Kellner Bouchiki in „Munich“ vorkommen wird – und tut er das, so liegt

wurde. Man darf darauf gespannt sein, wie Israel bei Spielberg und wie Spielberg hernach in Israel wegkommen wird. Spielberg hält derzeit bei drei Oscars, zwei bekam er für „Schindlers Liste“ (Regie, Produktionsarbeit), einen für „Der Soldat James Ryan“ (Regie). Mit „Munich“ nimmt er den nächsten Anlauf. ■

München 1972:

Das schreckliche Ende der heiteren Spiele.
Chronologie einer Geiselnahme mit tödlichem Ausgang.

VON FRITZ NEUMANN



Das Gebäude, in dem die israelischen Sportler in München untergebracht waren.

24. August: Zwei Männer und eine Frau fliegen von Algier über Paris nach Frankfurt am Main. Zwei ihrer drei Koffer sind mit Maschinenpistolen gefüllt. Am Zoll muss nur ein Koffer geöffnet werden, es ist jener, der ausschließlich Damenwäsche enthält.

26. August: Ein Mann reist nach München, in seinem Gepäck hat er zehn Handgranaten.

Die Olympischen Spiele werden eröffnet, die „heiteren Spiele“, so lautet die Devise.

4. September: Die israelische Olympia-Mannschaft ist im Deutschen Theater zu Gast, wo das Musical „Anatevka“ gegeben wird. Die Palästinenser treffen sich in einem Münchner Restaurant, um letzte Details der „Operation Iqrit und Biri'm“ zu besprechen.

5. September: Um 4:30 Uhr dringen acht palästinensische Terroristen ins olympische Dorf ein. Das Kommando der Gruppe „Schwarzer September“ (siehe Kasten) stürmt die Wohnungen israelischer Sportler, Trainer und Funktionäre in der Connollystraße.

Moshe Weinberg, Betreuer der Ringer, versucht zu fliehen und wird erschossen. Josef Romano, Gewichtheber, wird angeschossen, er erliegt Stunden später seinen schweren Verletzungen. Neun Israelis werden als Geiseln genommen: Mark Slavin (Ringer), André

Spitzer (Fecht-Trainer), Amitzur Shapira (Leichtathletik-Trainer), Kehat Shorr (Schieß-Trainer), David Berger (Gewichtheber), Josef Gottfreund (Ringer-Kampfrichter), Jakov Springer (Gewichtheber-Kampfrichter), Zeev Friedman (Gewichtheber), Eliezer Halfin (Ringer).

Die Palästinenser wollen die Freilassung inhaftierter Palästinenser in Israel erzwingen, Israel lehnt ab. Die Geiselnnehmer verlängern ihr Ultimatum von 12 bis 13, später bis 17, schließlich bis 19 Uhr. Der deutsche Innenminister Hans-Dietrich Genscher erreicht, mit den Geiseln sprechen zu dürfen. Er einigt sich mit dem Anführer der Terroristen darauf, dass zwei Helikopter zur Verfügung gestellt werden. Bundeskanzler Willy Brandt telefoniert mit Ägyptens Ministerpräsident Aziz Sidki, der einem Flugzeug mit Terroristen die Landeerlaubnis in Kairo verweigert.

Mit einem Bus fahren die acht schwer bewaffneten Palästinenser mit ihren neun Geiseln zu zwei Helikoptern, mit den Helikoptern fliegen sie zum Militärflughafen Fürstenfeldbruck. Ein dritter Hubschrauber mit den Mitgliedern des Krisenstabs und dem israelischen Geheimdienstchef General Zamir an Bord folgt ihnen. Die Lage in Fürstenfeldbruck, kurz nach **22:30 Uhr**: eine Boeing 727, betankt mit 5.000 Litern



Treibstoff in hundert Metern Entfernung von den Helikoptern. Acht Terroristen stehen fünf Scharfschützen gegenüber. Zwei Terroristen untersuchen das Flugzeug. Als sie zu den Helikoptern zurückgehen, eröffnen die Scharfschützen das Feuer. Zwei Attentäter werden tödlich getroffen, die anderen setzen sich zur Wehr, eine Kugel durchschlägt die Scheibe des Towers und tötet Polizeiobermeister Anton Fliegenbauer.

Über Handlautsprecher werden die Terroristen zur Aufgabe aufgefordert. Gepanzerte Polizeifahrzeuge treffen ein. Um **23:35 Uhr** wird im deutschen Fernsehen fälschlicherweise berichtet, dass alle Geiseln entkommen und die meisten Terroristen tot seien. Knapp nach Mitternacht springt ein Terrorist aus einem der beiden Hubschrauber und wirft eine Handgranate hinein, der Hubschrauber explodiert sofort. Ein anderer Attentäter erschießt die vier im zweiten Helikopter sitzenden, gefesselten Geiseln. Fünf Terroristen werden getötet, drei gefangen genommen. Um **2:40 Uhr** gibt Bayerns Innenminister Bruno Merk den Tod aller Geiseln bekannt.

Einen Tag lang ruhen die Spiele, am **6. September** versammeln sich 3.000 Sportler und 80.000 Besucher zur Trauerfeier im Olympiastadion. Der israelische Delegationsleiter Shmuel Lal-

kin verliert die Namen der toten Teammitglieder. Die Münchner Philharmoniker spielen Beethovens Trauermarsch der Eroica und die Egmont-Ouvertüre. IOC-Präsident Avery Brundage sagt, dass Terror den Sport nicht in die Knie zwingen könne. „The Games must go on.“

Israels Olympia-Mannschaft verlässt München mit den Särgen der toten Teamkollegen am **7. September** in einer El-Al-Sondermaschine, die Beisetzungen sollen noch vor den jüdischen Neujahrs-Feierlichkeiten stattfinden. Die Leichen der palästinensischen Attentäter werden auf Gaddafi-Wunsch am **11. September** nach Tripolis geflogen, wo den Attentätern einen Tag später unter enthusiastischer Teilnahme der Bevölkerung ein Heldenbegräbnis zuteil wird.

„Ein Freischärlerkommando hat gegen fünf Uhr früh den Zaun des Olympischen Dorfes überstiegen. Die Eindringlinge haben den Wohnblock der israelischen Mannschaft besetzt. Es wurden Schüsse und Rauch gemeldet.“ Hierbei handelte es sich nicht etwa um eine Meldung aus den Nachrichten am 5. September, sondern um einen „Eventualfall“, ein Szenario, das der Münchner Polizeipsychologe Georg Sieber bereits im Februar 1972 beschrieben hatte. Sieber sollte einen Katalog mit möglichen Konflikt- und Störsituationen erstellen, er erstellte und rechnete „mit Kommandos von ‚Kamikaze‘-Truppen, die ohne Rücksicht auf eigenes oder fremdes Leben vorgehen“.

Siebers Szenario wurde in den obersten Polizeikreisen als „zu unrealistisch“ abgelehnt. 8.000 Polizisten sollten vor allem außerhalb der Olympia-Austragungsstätten für Sicherheit und Ord-



Israelische Olympiamannschaft von 1972

nung sorgen. In den Stätten und auch im Olympischen Dorf war ein eigener Ordnungsdienst mit 2.100 Beamten zuständig, diese Beamten allerdings waren unbewaffnet und hatten keine polizeilichen Befugnisse. Die niedrigen, von den Terroristen leicht zu überwindenden Zäune um das Olympische Dorf wurden später von offizieller Seite auch damit erklärt, dass man gerade in Deutschland bei den Sportlerunterkünften nur ja nicht mit Mauern und hohen Stacheldrahtzäunen an Konzentrationslager erinnern wollte. Man wollte Sicherheit und Ordnung „nicht formal, blind und unflexibel“ durchsetzen. Angesichts der Devise von den „heiteren Spielen“.

29. Oktober 1972: Auf dem Weg von Beirut nach Frankfurt wird ein Luftansa-Flugzeug entführt. Die deutsche Bundesregierung entspricht rasch und ohne Konsultation Israels dem Wunsch der Kidnapper und lässt die drei überlebenden Terroristen von München frei.

In den Medien wird über eine BRD-Absprache mit den Palästinensern und darüber spekuliert, dass so künftige Anschläge in Deutschland verhindert werden sollten. An Bord des entführten Flugzeugs waren nur sehr wenige Passagiere und weder Frauen noch Kinder. ■



In diesem Helikopter starb mindestens eine der israelischen Geiseln.



Der Sarg mit dem Gewichtheber David Berger, der als letzte Geisel getötet wurde.



Gedenktafel

SCHWARZER SEPTEMBER:

Die Gruppe wurde im Spätsommer 1971 bei einem Treffen von Jassir Arafats PLO-Führung in Damaskus gegründet. Ihr Name sollte an den September 1970 erinnern, in dem Jordaniens König Hussein einen Aufstand palästinensischer Flüchtlinge blutig niederschlagen ließ.

Die PLO sah sich in einer aussichtslosen Lage, ihre Führung entschied sich, Israel und dessen Verbündete mit Terror zu bekämpfen. Speerspitze dieser Strategie sollte die Organisation „Schwarzer September“ sein, dessen Gründung durch Mehrheitsbeschluss vollzogen wurde. Arafat selbst hat an der Abstimmung angeblich nicht teilgenommen.

Die Gruppe versammelte radikale Palästinenser aus verschiedensten Widerstandsgruppen, besaß keine zentrale Führung und war im Jahr 1972 etwa 300 bis 500 Aktive stark.

Dem Olympia-Attentat waren bereits einige Aktionen vorausgegangen. Auftakt einer Reihe von Anschlägen war die Erschießung des jordanischen Ministerpräsidenten Wasfi al Tel 1971 im Kairoer Sheraton-Hotel. 1972 folgten etliche Anschläge in Europa, auch in der BRD.

Mutmaßliche Drahtzieher des Olympia-Attentats 1972 waren: Ali Hassan Salameh, ein enger Arafat-Vertrauter, sowie Abu Daud und Abu Iyad. Salameh wurde 1979 in Beirut durch eine Autobombe, Iyad 1991 in Tunis getötet. Daud wurde 1981 in Warschau angeschossen, er überlebte den Angriff und ist heute in Damaskus wohnhaft.

Die Tötung von Ali Hassan Salameh wird dem Mossad zugeschrieben, für die Anschläge auf Abu Iyad und Abu Daud wurden Anhänger des palästinensischen Terroristen Abu Nidal verantwortlich gemacht.

Die fünf in München getöteten Terroristen: Luttif Afif, Yusuf Nazzal, Ahmed Chic Thaa, Afif Ahmed Hamid, Khalid Jawad. Adnan al-Gashey und Mohammed Safady kamen in den späten 70er Jahren, angeblich bei Mossad-Aktionen, gewaltsam um. Der einzig überlebende Terrorist, Jamal al-Gashey, hält sich in Afrika versteckt.

„Wir leben in einer barbarischen Welt“

Das Interview mit dem israelischen Terrorexperten Yoram Schweitzer über die Anschläge von London, die Motivation, Selbstmordattentäter zu werden, und das Thema Terrorbekämpfung führte AXEL REISERER.



FOTO: © YORAM SCHWEITZER

INTERVIEW

NU: Waren die Anschläge in London wirklich Selbstmordattentate?

Schweitzer: Selbstverständlich. Wann immer es Anschläge gibt, tauchen Zweifel auf, ob es wirklich Selbstmordattentäter waren, wie die Explosionen ausgelöst wurden, ob es Fernsteuerungen gab und Ähnliches. Madrid hat uns gezeigt, dass nicht jeder Anschlag von Gruppen, die in Verbindung mit El Kaida stehen, ein Selbstmordanschlag sein muss. Aber als diese Herren wenige Tage später von der Polizei umstellt waren, sprengten sie sich selbst in die Luft. Es zeigt uns, dass die verwendeten Methoden nicht immer dieselben sind, sehr wohl aber ein gemeinsames organisatorisches Prinzip der El Kaida immer gegeben ist: die Bereitschaft zum Selbstmord.

Wie wird jemand zum Selbstmordattentäter? Das ist einfach. Die Grundlage ist eine ganz bestimmte Interpretation der Wirklichkeit, die nur mehr eine eindimensionale Lösung für alle vermeintlichen und tatsächlichen Probleme gestattet. Dafür gibt es immer genug Leute, es reichen ja ein paar Hundert, um riesige Wirkung zu erzielen. Es wird ihnen vermittelt, dass es nur einen einzigen richtigen, schmalen Pfad gibt, der sie und ihre Gemeinschaft zu Macht, Anerkennung und Ruhm führt, und dass es für Moslems richtig ist, diesen Weg zu beschreiten.

Wie kann man jemanden dazu bringen, sich selbst und andere in den Tod zu stürzen?

Diese Leute werden sehr früh rekrutiert, sie werden gezielten Einflüssen ausgesetzt, man zeigt ihnen Aufnahmen über vermeintliche oder wirkliche Grausamkeiten gegen Moslems, es entsteht ein Gruppendruck, manche hoffen, eine Führungsrolle zu bekommen, die sie sonst im Leben nicht haben.

In Großbritannien hat die Tatsache einen großen Schock ausgelöst, dass drei der vier Selbstmordattentäter im Land geborene junge Männer pakistanischer Herkunft waren.

Mich hat das nicht überrascht. Wir haben schon Mitte der neunziger Jahre britische Pakistani gehabt, die norwegische Touristen in Kaschmir entführt und geköpft haben. Die beiden Herren, die vor zwei Jahren in Tel Aviv einen Selbstmordanschlag versuchten, waren ebenfalls britische Pakistani. Und der Mörder des US-Journalisten Daniel Pearl war ein Vorzeigestudent an der London School of Economics. Ahmed Omar Saeed Sheikh ging als Helfer nach Bosnien, wo er sich angesichts der Grausamkeiten gegen die Moslems radikalisierte. Für andere ist es genug, dass sie sich als Außenseiter fühlen, nicht gleichberechtigt in der Gesellschaft, nicht angemessen behandelt.

Aber in diesem Fall würde man vielleicht eine Partei oder eine Bürgerrechtsgruppe gründen, insbesondere in einem Land wie Großbritannien, nicht jedoch zum Selbstmordattentäter werden.

Für die meisten Menschen mag das stimmen. Aber Sie dürfen nicht vergessen, dass über allem eine Auslegung des Korans steht, wonach die Frömmsten und wenigen Auserwählten durch die Opferung ihrer selbst den Weg in ein besseres Leben nehmen können. Nicht gute Taten auf Erden sind es, die einen ins Paradies bringen, sondern die Opferung seiner selbst. Wenn man den Islam nicht kennt, weiß man nicht, dass das nur eine unter vielen Interpretationen ist. Die Unwissenheit ist ein entscheidender Faktor.

In Ihrem Buch über Selbstmordattentäter schreiben Sie, dass hinter einem Selbstmordattentäter immer eine Reihe von Anführern steht. Wer sind die?

Den einen typischen Anstifter, Anführer oder Drahtzieher gibt es nicht. Es kann ein Gemisch aus Menschen und Motiven sein. Das Gedankengut kann aus dem Elternhaus genauso wie von einer religiösen Autorität kommen. Gemeinsam ist allen nur, dass sie den Selbstmordattentäter auf diesen schmalen Pfad bringen, wo es keine Alternativen und keine Umkehr mehr gibt.

»Die Saat der radikalen Islamisten, die ihren Ursprung in Afghanistan hat und von El Kaida verbreitet wurde, ist überall vorhanden. In der jungen Generation geht sie heute auf.«

Waren Sie überrascht, dass es in Großbritannien, das auf seine vielfältige Gesellschaft und seine Weltoffenheit so stolz ist, zu diesen Anschlägen kam?

Keineswegs. Die Frage war nie, ob es dazu kommen würde, sondern wann. Dasselbe gilt aber für jedes andere westliche Land, ob für Deutschland, für Frankreich, für die Niederlande oder welches Land auch immer. Die Saat der radikalen Islamisten, die ihren Ursprung in Afghanistan hat und von El Kaida verbreitet wurde, ist überall vorhanden. In der jungen Generation geht sie heute auf.

Kann sich die westliche Gesellschaft dann gegen den islamistischen Terror überhaupt verteidigen?

Sie muss und sie wird. Es sind ja nicht Hunderttausende, mit denen wir es zu tun haben. Der entscheidende Kampf betrifft die jungen Rekruten für den Dschihad. Die moslemische Gemeinde selbst ist ein Ziel der Extremisten. Die moslemische Gemeinschaft muss sie ausschließen, zu Ungläubigen erklären, muss den Islam gegen sie verteidigen. Das hat höchste Priorität. Der Islam ist schwerstens beschädigt worden durch Osama bin Laden und seine Anhänger. Es muss gelingen, die Anwerbung neuer Rekruten zu verhindern und dem Terror jede Anziehungskraft zu nehmen.

Die Moslems müssen eine geschlossene Front gegen die Extremisten bilden, denn nur die Moslems können diesen Kampf gewinnen. Andernfalls müssten sie einen furchtbaren Preis zahlen. Und der Westen muss diese Kräfte des Islam stärken und mit ihnen geschlossen und gemeinsam den Kampf führen.

Sind strengere Gesetze ein Weg, den Terrorismus zu bekämpfen?

Wenn die Welt einfach wäre, könnte ich Ihnen auf einer Serviette zehn Gebote für den Kampf gegen den Terror notieren. Wir leben aber nicht in Disney World, sondern in einer barbarischen Welt. Das ist alles sehr ernst und sehr heikel. Am wichtigsten ist, dass wir unsere Demokratie im Kampf gegen den Terror nicht kaputt machen. Wir müssen mehr unsere westlichen Werte und unsere Ideologie unterstreichen als nur an Gesetze zu denken.

Was aber nützt das, wenn viele Moslems glauben, der Westen führt einen weltweiten Krieg gegen sie, von Irak bis Tschetschenien, von Bosnien bis zu den Palästinensergebieten? Jeder Mensch kann sehen, dass der Irak-Krieg nichts mit dem Islam zu tun hat. Saddam Hussein selbst wurde von El Kaida angegriffen, sein Regime war nicht religiös. Für jeden Konflikt auf der Welt kann man irgendeinen Vorwand,

irgendeine scheinbare Erklärung finden. Aber grundsätzlich sind die Konflikte im Nahen Osten Nationalitätenkonflikte, nicht religiöse. Ich habe mit Dutzenden Attentätern in israelischen Gefängnissen Interviews geführt. Es handelt sich nicht um religiöse Auseinandersetzungen. Aber natürlich ist die Wirklichkeit der Interpretation unterworfen und kann man alles auch im Lichte eines Raubzugs gegen die Moslems darstellen.

Ist das einer der Gründe für die Stärke von El Kaida?

Die Stärke von El Kaida ist eigentlich irrelevant. El Kaida selbst ist die Avantgarde, um sie herum haben sich diverse Gruppen gesammelt, die jene Anschläge verüben, zu denen sich dann El Kaida selbst mit Freuden bekennt. Die El Kaida-Führung sitzt vermutlich in irgendwelchen Höhlen und ist immer noch stark genug, irgendwo spektakuläre Anschläge anzuordnen. Aber ausgeführt werden sie von Gruppen, die über die ganze Welt verstreut sind.

Würde die Ausschaltung von Osama bin Laden und anderen El Kaida-Führern etwas ändern?

Das wäre definitiv nicht das Ende. Ihre Anhänger würden nicht ruhen, bis sie nicht neue Anschläge verübt haben. Erfolgreiche Terrorattacken werden den Widerstandswillen des Westens herausfordern. Das ist vielleicht das einzige Gute daran. Der Westen muss stark und er muss schnell sein. Werden wir stark genug sein? Eine Mobilisierung und Radikalisierung steht zu befürchten.

Was kann Europa von den Erfahrungen Israels lernen?

Die israelische Gesellschaft hat in den vergangenen Jahren gegen massive Angriffe feste Widerstandsfähigkeit bewiesen. Ich wünsche Ihnen dennoch, dass Sie unsere Erfahrungen der letzten Jahre nicht machen müssen. ■

Zur Person:

Yoram Schweitzer forscht am Jaffee Center for Strategic Studies der Universität Tel Aviv über Terrorismus. Der Autor mehrerer Sachbücher („The Globalization of Terror“, 2003) und zahlreicher Zeitungsbeiträge war nach einer Karriere in der Armee bis vor zwei Jahren Berater des israelischen Ministerpräsidenten und leitet heute ein Beratungsunternehmen für Sicherheitsfragen. www.labat.co.il

Eine verpasste Chance

Zur Halbzeit des Gedankenjahrs, Ende Juni 2005, befragten wir Charles E. Ritterband, Österreich-Korrespondent der Neuen Zürcher Zeitung, zu seinen Eindrücken. Der intime Kenner unseres Landes fand manches peinlich, einiges eher lächerlich und gewisse Aspekte konventionell. Stoff für tiefere Gedanken konnte er nur in geringem Maße entdecken.

DAS INTERVIEW FÜHRTE PETER MENASSE.

INTERVIEW

NU: Herr Ritterband, Sie kennen Österreich schon lange, haben aber auch den Blick „von außen“. Wie beurteilen Sie den Ablauf des Gedankenjahrs?

Ritterband: Ich hatte große Erwartungen, weil doch einmalige viele runde Jahreszahlen zusammengekommen sind. Schon bei der ersten Präsentation habe ich meinen Augen und Ohren nicht getraut, was da so vorgesehen war. Dazu kommt natürlich meine spezifische Perspektive als Schweizer. Wir hatten vor nicht allzu langer Zeit das so genannte 700-Jahre-Jubiläum und ich muss einschreiben, dass sich die Schweiz und Österreich abgesehen von Bergen und Seen kaum vergleichen lassen. Bei diesem großen Jubiläum der Gründung der Schweiz haben wir uns gequält und zerfleischt und herausgekommen ist eigentlich etwas total Kurioses, Sympathisches und Nachhaltiges – nämlich ein Wanderweg. Es ist dies ein Wanderweg rund um den Vierwaldstätter See, an dem alle Kantone mehr oder weniger mitgebaut haben.

Da kann man heute wandern und man kann gedenken oder nicht gedenken und ich halte das für eine sehr adäquate, originelle und praktische Lösung, die dem entspricht, wie die Schweizer so sind.

Was ich hier sehe, tut mir leid, dies sagen zu müssen, ist irgendwie peinlich, am Ziel vorbeigeschossen, zum Teil lächerlich. Und wo es nicht peinlich und lächerlich ist, ist es konventionell.

Worin konkret besteht denn das Peinliche, Lächerliche und Konventionelle?

Peinlich und meines Erachtens vielleicht sogar ein Grund, das Ganze abzusagen, waren jene weißen Kreuze, die vom „Führerbalkon“ herunterregnen und an die Opfer erinnern sollten, bis dann endlich jemand eingewendet hat, dass Kreuze vielleicht nicht gerade optimal die wohl wichtigste Gruppe der NS-Opfer treffen.

Wohl doch eher lächerlich: der fahrbare Balkon, wo sich die Leute draufstellen konnten und ausrufen „Österreich ist frei“. Das tönt wie eine misslungene Wurstl-Prater-Inszenierung, ohne jeden Reiz. Fragwürdig auch, weil der Herr Figl das nie auf dem Balkon gesagt hat, sondern im Raum drinnen. Vielleicht das unbeabsichtigt Originellste daran war die Australierin, die angeblich auf dem Balkon gesagt hat: „Austria is free! Visit Australia!“

Konventionell war die Veranstaltung in der Hofburg, wo der Herr Bundeskanz-

ler wegen der Aussprüche von Gudenus und Kampl offenbar fast zu Tränen gerührt war. Das war eine Veranstaltung, wie es sie ja schon immer gab, mit Streichquartetten und Reden, also darauf muss man nicht besonders stolz sein und das ist nicht adäquat.

Alle anderen Versuche, Geschichte zu visualisieren, waren irgendwie peinlich. Ich meine, die Idee, die Backsteinmauern um die Reiterstandbilder durch Plastikattrappen zu ersetzen, die Kühe, bei denen ich allerdings die fingierte Entführung eines Exemplars sehr lustig fand, weil sie das Ganze in seiner Peinlichkeit bloßstellte. Insgesamt sehe ich, dass da eine große Chance vertan wurde.

Was sagen Sie zu den Auftritten der beiden Bundesräte Kampl und Gudenus?

Die Veranstaltungen des Gedankenjahrs konnten die vom Bundeskanzler in seinem programmatischen Wortspiel angesprochenen „Gedanken“ im Großen und Ganzen nicht wirklich auslösen. Die Herren Kampl und Gudenus jedoch haben unfreiwillig etwas bewirkt: Es gab Fluten von Kontroversen, von spontanen Geschichtsaufarbeitungen, die in der Gesamtinszenierung nicht vorgesehen waren. Die Aussagen der



»Konventionell war die Veranstaltung in der Hofburg, wo der Herr Bundeskanzler wegen der Aussprüche von Gudenus und Kampl offenbar fast zu Tränen gerührt war.«



beiden haben unwillentlich den bis jetzt wohl wichtigsten und wertvollsten Beitrag zu diesem Gedankenjahr geleistet. Ja, das hat der Bundeskanzler nicht geplant, und das war ihm auch eher peinlich und es muss ihm auch peinlich sein, dass Kampl und Gudenus nach wie vor in der freiheitlichen Fraktion im Bundesrat sitzen. Das ist nun mal geradezu eine Schande für diese Nation. Dass dann in der Folge in diesem Gedankenjahr eigens die Verfassung in der Sache Kampl geändert werden musste, das ist dann auch irgendwo dem Bereich der Farce zuzuzählen.

Was sagen Sie zur großen Ausstellung im Belvedere?

Als ich die Ausstellung zum ersten Mal sah, war ich wirklich beeindruckt. Ich habe dann auch die Anzahl der Exponate, die da ausgegraben und zusammengestellt wurden, bemerkenswert und zum Teil sehr spannend gefunden. Ich habe sofort die Verbindung gezogen zwi-

schen der rot-weiß-roten Fahne, die sich durch die ganze Ausstellung hindurch zieht und dem Ausspruch Qualtingers, der am Ende der Ausstellung zitiert wird: „Österreich ist ein Labyrinth, in dem sich jeder auskennt“, und ich habe

**»Die heute noch
äußerst kontroverse
Dollfußära wurde
eigentlich nur gestreift.«**

diese rot-weiß-rote Fahne als Ariadne-Faden durch dieses Labyrinth empfunden. Man fragt sich natürlich, wo da der Minotaurus hockt, das ist wahrscheinlich der Staatsvertrag in seiner gläsernen Verschalung. Nachher habe ich mir dann diese Ausstellung, die vielleicht das Wichtigste, das Kernstück dieses Gedankenjahres ist, doch kritisch angeschaut und einige erhebliche Mängel entdeckt.

Der selbst gestellte Anspruch einer nicht beschönigenden, möglichst umfassenden, kritischen Schau ist streckenweise nicht erfüllt worden.

Das Kapitel „Restitution der Opfer, Nichtrückholung und Behandlung der Exiljuden“, ein wichtiger Aspekt der Nachkriegsgeschichte Österreichs, ist offenbar völlig unter den Tisch gefallen. Es gibt einen einzigen gut geschriebenen Satz auf einer Aufschrift, wo gesagt wird, dass das Ausbleiben dieser Künstler und Intellektuellen schmerzhaft Lücken hinterlassen hat. Es gibt ein Sätzchen in einer Aufschrift zu einem Klimtbild, wo das Thema Kunstrestitution angesprochen wird. Es ist leicht zu sagen, die Nazis waren böse, eine Guillotine hinzustellen und eine Endlos-Projektion von einem Riefenstahl-Film, denn darüber herrscht Konsens.

Die heute noch äußerst kontroverse Dollfußära wurde eigentlich nur gestreift, was einmal mehr zeigt, dass man sehr weit davon entfernt ist, hier eine



konsensuale Bewertung zu erreichen. Fragwürdig fand ich auch, obwohl es mich beim ersten Anschauen – ich gebe es zu – beeindruckte, der im so genannten Oktogon gezeigte Aspekt, wo zahlreiche, weiße Transparente aufgehängt sind mit den Namen von prominenten Emigranten in den Bereichen Wissenschaft und Kultur. Zuerst ist man mal sehr beeindruckt, weil man sagt: „Großartig, wie viele Geistesköpfe es unter den Juden damals gab!“ und „Schön, dass die sich alle gerettet und neu etabliert haben!“, aber dann befällt einen ein ziemliches Unwohlsein, denn man denkt beispielsweise an den Ausdruck der Nazis „Prominententransport nach Dachau“, wo die Prominenten ausgesondert wurden, man denkt an Theresienstadt, an Prominenten-KZ, wo unter den Opfern noch quasi differenziert wurde zwischen denen, die mehr wert sind, und denen, die weniger wert sind. Ethisch gesehen ist doch jedes Menschenleben genau gleich viel wert und

diejenigen, die keinen Namen hatten unter den über sechzigtausend Ermordeten, über die wird kaum ein Wort verloren. Da wird differenziert zwischen jenen, die sich einen Namen machen konnten, und den namenlosen Opfern.

»Aber dass Hitler Österreicher war, stand nur in einem Nebensatz.«

Wird das Jahr eine Wirkung auf die Bevölkerung haben?

Da möchte ich zwei persönliche Erlebnisse zum Besten geben. Meine Tochter hat mich vor kurzem gefragt: „Papi, Hitler war doch ein Deutscher?“ Und da erschrak ich, denn wenn diese Grundtatsache in einer dritten Gymnasialklasse nicht völlig klar ist, dann ist doch etwas Grundlegendes falsch. Und dann habe

ich mir die Belvedere-Ausstellung angeschaut und da waren prototypisch fünf österreichische Täter, irgendwelche SS-Führer, mit Bildern zu sehen. Aber dass Hitler Österreicher war, stand nur in einem Nebensatz gewissermaßen, nämlich in einem Zitat, irgendwo in einer Aufschrift. Und dann habe ich meine Kinder gefragt: „Jetzt, wo so viel Gerede ist vom Gedenkjahr und Gedankenjahr, habt ihr euer Geschichtscurriculum darauf eingestellt und behandelt ihr jetzt den Zeitrahmen vom Ende der Monarchie bis zur Nachkriegszeit?“ Sie sagten: „Nein, machen wir nicht.“ Denn sie seien sowieso im Rückstand mit dem Curriculum. Sie machten also gewissermaßen nahtlos weiter mit den alten Römern. Die aktuell gewordenen Geschichtsthemen, von denen in den Zeitungen zu lesen ist, werden völlig ausgeklammert. Und ich finde, das ist daneben, denn wer, wenn nicht die junge Generation, sollte lernen, über diese Dinge zu diskutieren?



Zweites persönliches Erlebnis: Der Teufel wollte es, dass ich kürzlich in der Steiermark war, dort an einem idyllischen Ort zu Abend gegessen habe und plötzlich einen von drei Männern, drei Wienern, am Nebentisch so laut sagen hörte, dass es das ganze Lokal vernehmen musste: „Dieser jüdische Hund Wolfowitz.“ Ich habe sofort sehr lautstark und vehement reagiert, sodass es das ganze Lokal hörte und der Mann meinte: „Ja man wird doch wohl noch einen Witz machen dürfen!“ Diese Erfahrung gab mir sehr stark das Gefühl, dass jetzt in der Halbzeit des Gedankenjahres immer noch die Gedankenlosigkeit grassiert. Ich weiß beispielsweise nicht, ob das Gedankenjahr wirklich substanziell zur Aufklärung im Kampf gegen den Antisemitismus beigetragen hat. Ich meinte zwar nach meinem kleinen, unangenehmen Erlebnis be-

obachtet zu haben, dass die Gäste des Lokals mich beim Hinausgehen ostentativ freundlich grüßten, weil ihnen die Sache offenbar peinlich war. Wenn man den Geist des Gedankenjahrs kritisch analysiert, stößt man auf eine Konstante: Österreich als Opfer, als doppeltes Opfer – zuerst der „Deutschen,“ dann der Alliierten. Mit dieser Grundhaltung, die Bundeskanzler Schüssel mir gegenüber in einem Interview sehr deutlich zum Ausdruck gebracht hat, lässt sich wohl eine ehrliche, selbstkritische Geschichtsaufarbeitung nicht erreichen.

Es ist ja bekannt, dass Österreich keine Tradition der Vergangenheitsbearbeitung hat. Warum ist das Ihrer Meinung nach so? Diese Frage erinnert mich an eine meiner Recherchen. Es war der Jahrestag der Befreiung von Auschwitz. Bundeskanzler Schüssel war nicht hingegangen

und hatte auch eine nur sehr dürre Aussendung verfasst. Ich habe dann die Berichterstattung der Kronen Zeitung zum Jahrestag der Auschwitz-Befreiung analysiert. Diese Zeitung ist ja anscheinend die Hauptinformationsquelle der meisten Österreicher. Also habe ich in der APA-Suchmaschine unter Kronen Zeitung die Stichworte „Jude“ und „jüdisch“ im Zusammenhang mit „Auschwitz“ eingegeben. In diesem konkreten Kontext kam das Wort „Jude“ nur einmal vor, als in der Ausgabe vom 28. Jänner 2005, Seite 18, unter dem Titel „Schnee wie ein Leichentuch“ folgender Satz zu lesen war: „Viele Leute sagen, man soll endlich aufhören, sich zu erinnern. Man soll die Leute nicht belästigen mit der Erinnerung an die Juden-Vernichtung.“ Leider ist das offenbar immer noch österreichische Realität. ■



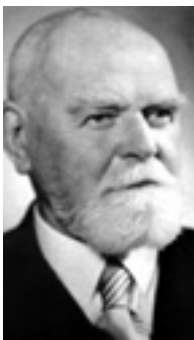
Anspruch und Wirklichkeit

Im Gedenkjahr 2005 bemüht sich das offizielle Österreich, sein Verhältnis zu Juden in der Öffentlichkeit als geläutert und positiv darzustellen. Davon zeugen die Feierlichkeiten anlässlich des 60-Jahre-Jubiläums der Befreiung des KZ Mauthausen ebenso wie das geäußerte Bemühen, die Entschädigungszahlungen an Opfer der NS-„Arisierungen“ so rasch als möglich vorzunehmen. Blättert man in den Protokollen und Zitaten der Zweiten Republik, stellt sich das Bild freilich anders dar. Im Folgenden ein Streifzug durch die vergangenen 60 Jahre, größtenteils entnommen der dieses Frühjahr im jüdischen Museum gezeigten Schau „Jetzt ist er böse, der Tannenbaum. Die Zweite Republik und ihre Juden“.

ZUSAMMENGESTELLT VON ALEXIA WEISS

Handelsminister Ernst Kolb (ÖVP), 1946:
„Österreich hat nichts gutzumachen, weil es nichts verbrochen hat.“

Bundeskanzler Leopold Figl (ÖVP), 1946:
„Wir heißen alle Österreicher bei uns willkommen – aber als Österreicher, nicht als Juden.“



Bürgermeister Theodor Körner (SPÖ), 1947:
„Der Wiener ist Weltbürger und daher von vornherein kein Antisemit. Antisemitische Tendenzen sind ihm auch jetzt vollkommen fremd.“



Bundeskanzler Leopold Figl (ÖVP), 1947:
„Die Juden wollen halt rasch reich werden.“

Minister Karl Altmann (KPÖ) zu Krawallen in Ischl, 1947:
„Es ist kein Zweifel, dass sich nach den Erklärungen vor dem Bürgermeisteramt ein Teil der Demonstranten vor ein jüdisches (DP)-Lager begeben hat. Das ist doch keine Ursache, dass man da schon von einer antisemitischen Demonstration spricht. Dass das Lager ein jüdisches war, hat niemand bezweifelt, aber hier handelte es sich um die Schleichhändler in diesem Lager und nicht um einen Angriff gegen die Juden.“

Bundeskanzler Leopold Figl (ÖVP) im Ministerrat, 1947:
„Richtig ist jedoch, dass nirgends so wenig Antisemitismus festzustellen ist wie in Österreich und in keinem Land das Volk von einer solchen Duldsamkeit ist wie bei uns.“

Parteibroschüre der KPÖ, vermutlich 1947 verfasst, für den Inhalt verantwortlich: Theodor Maller:
„Es handelt sich ja nicht nur um Rothschild. Gleich ihm warten Dutzende anderer Großkapitalisten, die zuerst unser Volk ins Unglück führten und dann ins Ausland gingen, darauf, wieder die Herrschaft in Österreich anzutreten.“

... und ebendort:
„Rothschild hat freilich seit jeher Praxis darin, von Österreich Geschenke zu fordern und zu erhalten.“

»Dem Wiesenthal habe ich gesagt,
wir bauen schon wieder Öfen,
aber nicht für Sie, Herr Wiesenthal –
Sie haben im Jörgl seiner Pfeife Platz.«

Innenminister Oskar Helmer (SPÖ)
über Entschädigungsforderungen, 1948:
„Ich wäre dafür, dass man die Sache in die
Länge zieht.“

Landwirtschaftsminister Josef Kraus
(ÖVP), 1948:
„Ich weiß aber nicht, wie gerade jetzt eine
Rasse besondere Privilegien bekommen soll.
Andere, die nicht weggingen, bekommen
keine Unterstützung, die Juden aber sollen
eine solche erhalten.“

Der spätere Bundeskanzler Alfons
Gorbach (ÖVP), 1949:
„Da mögen die Herren Emigranten noch so
viel Moralinsäure verspritzen: Jene, die
draußen (an der Front) ihren Mann gestan-
den haben, wissen besser, was anständig ist,
als jene, die sich beim ersten Kräuseln des
Ozeans in Übersee in Sicherheit gebracht
haben. Ich spreche den Emigranten das
Recht ab, in der NS-Frage mitzureden.“



Wahlslogan für
Bundespräsidenten-
schaftskandidat
Adolf Schärf, 1957:
„Wer einmal schon für
Adolf war, wählt Adolf
auch in diesem Jahr.“

Nationalratsabgeordneter
Alois Scheibengraf (ÖVP) zu
Bruno Kreisky, 1966:
„Sie sind ein Saujud.“

Bundeskanzler Bruno Kreisky
(SPÖ), 1975:
„Wiesenthal ist ein Gestapo-Kollaborateur.“

Kärntner Landeshauptmann Leopold
Wagner (SPÖ), 1975:
„Ich bin stolz darauf, ein hochgradiger
Hitlerjunge gewesen zu sein.“

Fritz Edlinger (SPÖ), als Vorsitzender
der „Jungen Generation“, 1982:
„Anstatt sich stets durch billige und ober-
flächliche Appelle an das schlechte Ge-
wissen bzw. die Verpflichtung zur Wieder-
gutmachung an die österreichische bzw.
europäische Bevölkerung zu wenden,
sollten Sie besser einmal genauer und
kritischer die politische Entwicklung in
dem von Ihnen mit unkritischer
Verbissenheit verteidigten israelischen
Staat ansehen ...“

Jörg Haider (FPÖ), 1986:
„Die Soldaten in Stalingrad, gleichgültig ob
Deutsche oder Österreicher, haben sich
geopfert, um die Heimat zu schützen.“



ÖVP-Generalsekretär
Michael Graff, 1986:
„Waldheim muss nicht
zurücktreten, wenn man
ihm nicht nachweisen
kann, dass er sechs Juden
eigenhändig erwürgt hat.“

Peter Müller (FPÖ), 1990:
„Dem Wiesenthal habe ich gesagt, wir
bauen schon wieder Öfen, aber nicht für
Sie, Herr Wiesenthal – Sie haben im Jörgl
seiner Pfeife Platz.“

Jörg Haider (FPÖ), 1991:
„Nein, das hat es im Dritten Reich nicht
gegeben, weil im Dritten Reich haben sie
eine ordentliche Beschäftigungspolitik
gemacht, was nicht einmal Ihre Regierung
in Wien zusammenbringt.“

Reinhard Gaugg (FPÖ) buchstabiert
das Wort „Nazi“, 1993:
„Neu, attraktiv, zielstrebig, ideenreich.“



Jörg Haider (FPÖ) beim
Treffen der Waffen-SS in
Krumpendorf, 1995:
„Es ist gut, dass es in dieser
Welt noch anständige
Menschen gibt, die einen



Holocaust-Mahnmal am Wiener Judenplatz

Charakter haben, die auch bei größtem Gegenwind zu ihrer Überzeugung stehen und ihrer Überzeugung bis heute treu geblieben sind.“



FPÖ-Bundesrat John Gudenus anlässlich der Wehrmachtsausstellung, 1995:
„Gaskammern? Ich halte mich da raus! Ich glaube alles, was dogmatisch vorge-schrieben ist.“

Jörg Haider (FPÖ), 1995:
„Die Waffen-SS war Teil der Wehrmacht und es kommt ihr daher alle Ehre und Anerkennung zu.“

Jörg Haider (FPÖ), 1995:
„Denn das Nichtintegrieren einer ethnischen Minderheit, die schon einmal vor 50 Jahren fast vernichtet wurde in den Straflagern des Nationalsozialismus, sie wiederaus-siedeln und auszugrenzen, hängt damit zusammen, dass man den Willen, den man hier bekundet, in der praktischen Politik gar nicht einbringt.“

Kärntner Landtagsabgeordneter Gebhard Arbeiter (SPÖ), 1999:
„Nach Ausserwinkler und Manzenreiter ist endlich ein Mann vonnöten, der den Zugang zur Basis hat. Da halte ich mich an Goebbels, der gesagt hat: Das Volk muss fühlen, wer das Sagen hat.“

Ernest Windholz (FPÖ), 2000:
„Unsere Ehre heißt Treue.“

Karl Blecha (SPÖ), 2000:
„... (der) Judenstaat ... wurde zum Muster eines Unrechtsstaates der Rassendiskrimi-nierung.“

Hans Asamer (ÖVP), Ex-Bürgermeister von Ohlsdorf, 2000:
„Die Juden treiben's noch so weit, bis sie wieder eine am Deckel kriegen.“



FPÖ-Volksanwalt Ewald Stadler, 2002:
Österreich sei 1945 „angeblich von Faschismus und Tyrannei befreit“ worden. Er würde von Nationalsozialismus oder der Besatzung durch die Alliierten „keines vorziehen“.



Bundesrat Siegfried Kampl (von der FPÖ zum BZÖ gewechselt), 2005:
„Wehrmachtsdeserteure“ seien „zum Teil Kameradenmörder“ gewesen und nach 1945 habe es eine „brutale Naziver-folgung“ gegeben.

FPÖ-Bundesrat John Gudenus, 2005:
„Es gab Gaskammern, aber nicht im Dritten Reich. Sondern in Polen. So steht es auch in Schulbüchern. Ich habe nie gesagt, dass ich prinzipiell Gaskammern anzweifle.“

Literaturhinweis:

„Jetzt ist er böse, der Tennenbaum. Die Zweite Republik und ihre Juden“, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Jüdischen Museums Wien von 20. April bis 4. Juli 2005, herausgegeben von Felicitas Heimann-Jelinek, 124 Seiten, Preis: 19,80 Euro, ISBN 3-901398-38-4

Wien – Stadt der Wissenschaft

Die Wiener Wissenschaftstage vom 29. September bis 7. Oktober 2005 stehen ganz im Zeichen von Wien als traditionellem und der Zukunft verpflichteten Kristallisationspunkt von Menschen und Regionen. Bundespräsident Heinz Fischer wird diese Festtage der Wissenschaft am 29. September eröffnen.

EINE VORSCHAU VON PETER MENASSE.



FOTO: © WIENER WISSENSCHAFTSTAGE

Am Ende des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts strömten hunderte-tausende Menschen in die Metropole Wien. Unter ihnen viele Juden, die vor den Pogromen im Osten flohen oder solche, die der Erste Weltkrieg aus den Shtetln in die Hauptstadt Österreich-Ungarns spülte. Sie kamen aus engen Verhältnissen. Die feindliche Umwelt in der Ukraine, in Russland und in Polen ließ keine sozialen Beziehungen außerhalb des eigenen Systems zu, die strengen Regeln der Religion beschränkten das freie Denken, die quälende Armut stand der persönlichen Entwicklung entgegen, auch wenn Juden seit jeher dem Lernen verpflichtet waren. Und dann Wien. Eine Stadt, in der sich die Welt traf, Schulen, Universitäten, frische Geistesluft. Eine Stadt als Kristallisationspunkt von Menschen unterschiedlicher Herkunft, Schnittpunkt der Regionen, Zentrum Mitteleuropas. Viele der aus den Zwängen

entkommenen jungen Juden nutzten die neue Weite der Möglichkeiten. Ihr Einfluss auf die Kultur, die Wirtschaft und die Wissenschaften der 1920er und 1930er Jahre ist bekannt. Als 1938 die Finsternis einbrach, mussten sie flüchten, wurden vertrieben oder ermordet. Der Aderlass war enorm. Während aus Österreich gebürtige Wissenschaftler in den USA, in England und anderswo Karriere machten, ja Nobelpreise einheimsten, fehlten dem Land, das sich um ihre Rückkehr nicht bemühte, die Lehrer und Vorbilder. Wien hatte für Jahrzehnte seine Stellung als offene Stadt aufgegeben.

Doch in den letzten Jahren hat sich die Stadt ihrer Rolle aufs Neue besonnen. Es werden von der Politik enorme Anstrengungen unternommen, Wien wieder zu einem Mittelpunkt der Wissenschaften zu machen. Nicht zuletzt, weil der Wiener Bürgermeister selbst von den Naturwissenschaften her-



FOTO: © APA/HARALD SCHNEIDER

Bundespräsident Heinz Fischer sucht den Kontakt zu Wissenschaftern.

kommt und weiß, dass der wirtschaftliche Erfolg Wiens nur dann gewährleistet ist, wenn hier Bereiche angesiedelt werden, die nicht in Billiglohnländer ausgelagert werden können, wie simple Produktionsabläufe.

Die Wiener Wissenschaftstage vom 29. September bis 7. Oktober 2005 werden den Wienerinnen und Wienern einige Bereiche der in ihrer Stadt beheimateten Forschung näher bringen. Besonders spannend sollte gleich die Auftaktveranstaltung am 29. September um 18.30 Uhr im Volkstheater sein. Dort wird Bundespräsident Heinz Fischer die Wissenschaftstage eröffnen. Unter der Moderation der Wissenschaftsforscherin Helga Nowotny wird dann eine prominente Runde der Frage nachgehen, wo Österreich in den letzten Jahrzehnten gestanden wäre und heute stünde, hätte es die Shoa nicht gegeben oder wären die exilierten Wissenschaftler zurückgeholt worden. Die

beiden Nobelpreisträger Eric Kandel und Walter Kohn, die in England lebende Historikerin Alice Teichova, der aus dem Exil nach Österreich zurückgekehrte Ökonom Kurt Rothschild und der Österreich-Korrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung“, Charles Ritterband, werden sich unter dem Motto „Was wäre gewesen, wenn?“ mit der Vergangenheit und den Perspektiven der Wissens-Stadt Wien befassen.

Eine weitere Veranstaltung wird sich mit Wien als traditionellem und jetzt wieder neuem Mittelpunkt der Region befassen. Am 4. Oktober um 19 Uhr wird „Wien.Europa.Mitte“ in der Halle E des Museums Quartiers zum Thema gemacht. Oscar-Preisträger Istvan Szabo (ein Interview mit ihm erschien zuletzt im NU 4/2004), die SchriftstellerInnen Eva Menasse, Arnon Grünberg, Rujana Jeger und Dragan Velikic werden unter der Moderation von Clarissa Stadler über

ein kooperierendes Mitteleuropa als Chance diskutieren.

Ein weiteres Highlight findet am 5. Oktober um 19 Uhr im MARX-Palast im dritten Bezirk statt. Dort kann man Wiens Bürgermeister Michael Häupl in einer Doppelrolle als Naturwissenschaftler und Politiker erleben. Er wird mit dem Chemiker und Literaten Carl Djerassi über den Forschungsstandort Wien diskutieren. Helmut Brandstätter wird zum Thema „Was lockt die Forschung?“ moderieren. Wer die beiden Diskutanten kennt, darf sich ein ebenso kluges wie launiges Gespräch erwarten. ■

Alle Einzelheiten zu den Wiener Wissenschaftstagen samt einer Fülle von weiteren Veranstaltungen finden sich unter www.wiener-wissenschaftstage.at. Eine Programmbroschüre kann unter der e-Mail-Adresse office@wzw.at angefordert werden.

„Es gibt keine adelige Religion“

Karl Schwarzenberg, früherer Berater von Tschechiens Präsident Vaclav Havel, erklärt, warum er viele Gemeinsamkeiten zwischen Adel und Judentum sieht, warum sich deren Schicksal aber dennoch nicht vergleichen lässt – und warum er sich selbst immer zur jüdischen Welt hingezogen fühlte.

MIT IHM SPRACH BARBARA TÓTH.

INTERVIEW

NU: Herr Schwarzenberg, finden Sie, dass sich das Schicksal des Adels und der Juden vergleichen lässt?

Schwarzenberg: Nur in einem. Beides sind soziale Gruppen, die eine Minderheit sind, praktisch in jeder Gesellschaft. Das ist die wesentliche Gemeinsamkeit. Alle Minderheiten bilden gewisse Verhaltensweisen heraus. Der wesentliche Unterschied zwischen Adel und Judentum ist, dass der Adel eine Gruppe ist, die sich in fast allen Ländern in verschiedenen historischen Zeiten entwickelt hat, der sich aber, wenn sich die gesellschaftliche Situation veränderte, wieder auflöste. Das ist unzählige Male passiert. Wohingegen Juden diesbezüglich in einer etwas besseren Position sind, weil sie eine höhere Garantie haben: Sie sind das auserwählte Volk und das ist etwas ganz anderes. Sie sind in ihrer eigenen Religion verankert. Es gibt keine Religion des Adels.

Sie klingen da fast ein wenig neidig.
Der Adel ist nur eine Oberschicht, die in verschiedenen Ländern sehr ähnliche Eigenschaften entwickelt hat. Wir sind eine entstehende und vorübergehende Erscheinung.

Auffällig ist, dass sowohl im Adel wie im Judentum Erziehung, Bildung, Tradition im Allgemeinen eine besondere Rolle spielten. Der Versuch, an der eigenen Identität festzuhalten, ist allen Minderheiten gemeinsam und ist natürlich sehr stark von Traditionen bestimmt.

Dieses Festhalten kann aber auch zu einem sinnentleerten Erstarren werden. Sehr viele Traditionen werden mit der Zeit sinnentleert, natürlich. Es gibt auch Traditionen, die ihren Sinn behalten haben, aber trotzdem im Abbauprozess begriffen sind. Es gibt viele harmlose Traditionen, aber auch solche, die – vor allem, wenn die soziologischen Gegebenheiten völlig andere sind – schädlich sein können.

Welche Traditionen würden sie denn für das Weiterbestehen einer Minderheit als schädlich bezeichnen? Vielleicht das Conubium, also die Regel, ausschließlich seinesgleichen zu heiraten?
Das Conubium löst sich bei beiden Gruppen seit dem 19. Jahrhundert auf. Wenn es übertrieben wird, wird es schädlich. Auf der anderen Seite erleichtert es eine der schwierigsten Lebensaufgaben überhaupt. Wie Heraklit

gesagt hat: „Heirate das Mädchen aus deinem Dorfe“. Je mehr es gemeinsame Interessen, Erziehung, Kultur gibt, darauf basierende gemeinsame Reaktionen, desto leichter lassen sich kritische Zeiten überdauern. Wenn wir von der Tatsache ausgehen, dass in 99 Prozent der Fälle die große Liebe nach einiger Zeit vorbeigeht, die physische Attraktion, wie alles, mit der Zeit endet, erleichtern diese Gemeinsamkeiten das Zusammenleben doch sehr. Das sind die Vorteile eines vernünftigen Conubiums.

»Sehr viele Traditionen werden mit der Zeit sinnentleert.«

Im Adel galt jemand nur dann von feinsten Herkunft, wenn er 16 adelige Urgroßeltern nachweisen konnte. Vernünftig?
Im Judentum ist es ja noch dazu so, dass man nach der Halacha nur von vornherein jüdischer Abstammung ist, wenn die Mutter Jüdin war. Mater semper certa est. Letzten Endes hat jemand aus ei-



Karl Schwarzenberg mit
Simon Wiesenthal (oben)
und mit Václav Havel
(unten)



ner anderen Religion selten ein wirkliches Verständnis für das Essenzielle der jüdischen Religion. Wie wohl beim Adel auch.

Es gibt Adelige, die die Verfolgung ihres Standes mit jener der Juden vergleichen. Das ist absoluter Blödsinn. Diese Verfolgung ist nicht in einem Atem zu nennen. So bedauerlich die Massakrierung des Adels während der Französischen oder Russischen Revolution ist, mit der Shoa lässt sich das nicht vergleichen. Richtig ist, dass in kritischen Zeiten und in totalitären Systemen die Minderheiten immer geprügelt und massakriert werden. Totalitäre Systeme streben Egalisierung an, deshalb sind sie geneigt, eine Minderheit zu unterdrücken.

Woher rührt Ihrer Meinung nach das besondere Verhältnis des Adels zum Judentum?

Einerseits hat der Adel zahlreiche Judentumschutzgemeinden in Mitteleuropa gegründet. Auch die Schwarzenbergs haben in Winterberg nach langem Kampf einen Schutzjuden, Vocasek, angesiedelt, was eine große Wohltat für die Stadt war, weil die Nachkom-

men bedeutende Industrieunternehmen gegründet haben. Im 18. Jahrhundert gab es immer wieder Auseinandersetzungen. Im Landkreis Kleggau gab es eine lange Korrespondenz zwischen der fürstlichen Hofkanzlei und den getreuen Untertanen, die sich beschwerten, dass es zu viele Juden gab. In Franken hatten wir eine der bedeutendsten Judengemeinden in Markbreit. Das war eine Hafenstadt. Fürst Adam Franz, ein typischer prachtliebender Barockfürst, wollte den reichsten Bürger kennen lernen. Das war natürlich ein jüdischer Unternehmer. Als der Fürst sein schäbiges Haus sah, sagte er zu ihm: „Du hast unter meinem Schutz gut verdient, tu etwas für die Stadt und baue ein deinem Reichtum entsprechendes Haus.“ Daraufhin entstand ein barockes kleines Palais. Das führte dazu, dass der emsige, zweitreichste Handelsmann, ein Evangele, gleich daneben ein ebenfalls reich verziertes Haus hinstellte. Beide schmücken noch heute die Stadt. Andererseits gab es und gibt es auch noch immer ein gegenseitiges Misstrauen.

Sie hatten, als sie Anfang der fünfziger Jahre nach Wien kamen, selber viele jüdi-

sche Freunde. Suchten Sie bewusst den Kontakt?

Das war mehr aus intellektuellem Interesse. Durch meinen Onkel lernte ich sehr früh Friedrich Torberg und damit eine ganz andere Welt kennen. Auch meine Mutter hatte sehr viele jüdische Freunde. Natürlich gibt es Gemeinsamkeiten – und dazu eine schöne Geschichte: Als in Belgien die Sprachstreitigkeiten begannen, wurde auch die belgische Armee in Sprachgruppen aufgeteilt. In der Kaserne mussten alle Rekruten antreten. Der Offizier befahl: „Wallonen, einen Schritt rechts! Flamen, einen Schritt links!“ Daraufhin blieben zwei Männer stehen. Der Offizier fragte sie: „Seid ihr Belgier?“ Beide nickten. „Wie heißen sie?“ „Lobkowicz“, sagte der eine. „Goldstein“, der andere. Wir haben eben gewisse Schwierigkeiten, uns allzu einseitig zu definieren. ■

Ab September ist das Buch „Karl von Schwarzenberg. Die Biografie“ von NU-Autorin Barbara Tóth erhältlich. 224 Seiten, Leinen mit Schutzumschlag, Schwarz-Weiß-Abbildungen, Euro 19,95, erschienen im Ueberreuter Verlag, ISBN 3-8000-7119-3.

Ein ganz gewöhnlicher Jude sein



Ihnen wird teils mit Feindseligkeit, dann wieder mit übertriebener Freundlichkeit begegnet, und doch wollen sie selbst oft nur eines sein: Bürger wie alle anderen auch. Der Schweizer Autor Charles Lewinsky zeichnet in „Ein ganz gewöhnlicher Jude“ einen beklemmend zutreffenden Befund der Befindlichkeit eines Juden in Deutschland. Unter der Regie von Oliver Hirschbiegel wurde der Stoff nun mit Ben Becker in der Hauptrolle verfilmt.

VON ALEXIA WEISS

Die Ausgangssituation ist eine sehr reale: ein Lehrer will seinen Schülern das Judentum näher bringen. Er wendet sich per Brief an die Hamburger Kultusgemeinde, um „einen jüdischen Mitbürger“ einzuladen, an einer Unterrichtsstunde teilzunehmen. Die Gemeinde bittet den nach 1945 geborenen Emanuel Goldfarb, dieser Einladung nachzukommen. Doch der ist alles andere als begeistert.

Goldfarb, in der Verfilmung eindrucksvoll dargestellt von Ben Becker, beginnt in einer fiktiven Antwort an den Pädagogen Gebhardt all jene Phänomene aufzurollen, denen Juden in Deutschland tagtäglich begegnen. „Sehen Sie, Herr Gebhardt, nur schon deshalb möchte ich Ihre freundliche Einladung nicht annehmen. Weil mich diese vorsichtigen Formulierungen immer gleich so aggressiv machen. ‚Mitglied Ihrer Religionsgemeinschaft‘. ‚Jüdischer Mitbürger‘. ‚Jude‘ heißt das! Ganz einfach. Jude. Sie wollen mit Ihren Schülern drüber reden, und ihre Finger weigern sich, das Wort in den Computer zu tippen.“

Immer wieder versucht Goldfarb, der Schreibmaschine eine negative Antwort an Gebhardt abzurufen, doch er kommt über die Anrede nicht hinaus. Der Versuch, das Niederzuschreibende zuvor verbal auszuformulieren, gerät zum rund eineinhalbstündigen Monolog, in den Lewinsky alle Facetten des ganz und gar nicht normalen Umgangs mit Juden, aber auch das Thema jüdische Identitätsfindung bravourös und ohne jegliche Längen eingearbeitet hat. Die packende Bilanz Goldfarbs über sein Leben als jüdischer Deutscher steht dabei stellvertretend für tausende andere, ähnlich verlaufene Schicksale.

Wer nun glaubt, hier gehe es nur um Antisemitismus, irrt. Auch plakativ zur Schau gestellte Toleranz und erdrückender Philosemitismus entsprechen nicht dem, was sich der Autor respektive sein Protagonist Goldfarb von der Gesellschaft erwarten. Und Lewinsky zeigt auch auf: Die Geschichte ist nicht leicht zu überwinden. Juden und Nichtjuden haben einfach nicht die gleichen Geschichten. „Es ist nun mal so, dass die Leute auf meinen Familienfotos auf

ganz andere Weise tot sind als die Leute auf Ihren“, erklärt Goldfarb dem (nicht anwesenden) Lehrer. „Umgebracht ist nun mal nicht dasselbe wie gestorben. Vergasung ist nicht dasselbe wie Lungenentzündung. Ich kann’s nicht ändern.“

Juden werden bei diesem Film von einem Aha-Erlebnis zum nächsten gleiten, Nichtjuden die Empfindungen heute in Deutschland (oder Österreich) lebender Juden vielleicht etwas besser verstehen.

Beispiel Risches. In der Erinnerung an seine Mutter – sie hat das KZ überlebt – fällt Emanuel Goldfarb vor allem dieser Begriff ein. „Das bisschen Lebenskraft, das ihr noch geblieben war, hatte sie alles für mich verbraucht. Eine Glucke mit nur einem Küken hat verdammt viel Zeit, sich darum Sorgen zu machen. Ich war nicht nur ihr einziger Sohn, ihr einziges Kind – ich war für sie der einzige Mensch auf der Welt. Der einzige jüdische Mensch. Der Stellvertreter für alle anderen. Was ich tat, hatten alle getan, und was man mir vorwerfen konnte, warf man uns allen vor.“



FOTO: © FRITZ BRINCKMANN

Hauptdarsteller Ben Becker



FOTO: © CHARLES LEWINSKY

Autor Charles Lewinsky

Wenn ich im Hof herumbolzte, trat das ganze jüdische Volk gegen den Fußball, und wenn der in einer Fensterscheibe landete, drohte immer gleich ein Pogrom. „Das macht Risches“, das war ihre Allzweckwaffe, ihr moralisches Flächenbombardement, der pädagogische Würgegriff, aus dem man sich nicht herauswinden konnte. „Das macht Risches, Emanuel!“

„Sie wissen nicht, was Risches ist?“, fragt Goldfarb den Pädagogen in seinem Monolog. „Doch, doch, Herr Gebhardt, Sie wissen es sehr gut. Man kann nicht in Deutschland leben und es nicht wissen. Sie kennen bloß das Wort nicht. Ein jüdisches Wort. Hakenkreuze auf Grabsteine geschmiert, das ist Risches. Eine eingeschlagene Scheibe im koscheren Restaurant, das ist Risches. Aber es geht auch kleiner. Herr Rosenfeld wird nicht in den Golfclub aufgenommen? Risches. Der Lehrer gibt mir eine schlechte Note? Risches. Meine Mutter erklärte die ganze Welt mit diesem Wort.“

In dieser Passage geht es um Judenfeindlichkeit, meinen Sie? Vielleicht, am Rande. Was im Zentrum steht, ist aller-

dings der von vielen Juden im Nachkriegs-Deutschland so stark verspürte Druck, mit Perfektion all dem gegenüberzutreten, was zu einer neuerlichen Hölle führen könnte.

„So dachte meine Mutter“, sinniert Goldfarb in dem Film also weiter. „Verfolgungswahn? Natürlich. Aber nach so viel Verfolgung ist ein bisschen Wahn doch nur verständlich. Das war ja auch nicht das Schlimme für mich. Alle Mütter haben Macken, und jüdische Mütter sind berühmt dafür. Nein, das Schlimme war ... Ich war schuld. Ich, der Schuljunge Emanuel Goldfarb. Alles, was ein kleines bisschen weniger als perfekt an mir war, machte Risches“, gab den anderen eine Handhabe. Und die anderen waren überall.“

Wird Goldfarb schließlich der Bitte des Lehrers doch nachkommen? Lewinsky macht es bis zum Schluss spannend. Grimme-Preis-Träger Hirschbiegel wiederum – er sorgte zuletzt mit seinem Film „Der Untergang“, einer Darstellung der letzten Tage im Führer-Bunker, für Kontroversen – hat in seiner Regiearbeit in wohlthuender Weise auf das

Zeichnen gängiger Klischees verzichtet, was sich schon allein in der Besetzung des Juden Goldfarb mit dem hellhäutigen und -haarigen Ben Becker zeigt. Ja, nicht alle Juden haben dunkle Haare und lange Nasen. Und Becker verkörpert die Rolle authentisch – von der ersten bis zur letzten Minute.

„Ein ganz gewöhnlicher Jude“ wird öffentlich erstmals am 25. September beim Filmfest Hamburg gezeigt. In die Kinos soll der von ARD und NDR in Auftrag gegebene und von der Multimedia Film & Fernsehproduktion GmbH produzierte Film Anfang 2006 kommen. Wer schon vorher hineinschnuppern möchte: Das Buch zum Film ist bereits seit Ende August im Handel erhältlich, das Hörbuch erscheint erst Mitte Jänner 2006. ■

Zur Person:

Charles Lewinsky wurde 1946 in Zürich geboren. Er studierte Germanistik und Theaterwissenschaft und arbeitete an diversen Bühnen als Dramaturg und Regisseur, bevor er für einige Jahre als Redakteur zum Fernsehen wechselte. Seit 1980 ist er freier Autor.

Neben zahlreichen Fernsehsendungen und Serien schrieb er eine ganze Reihe von Büchern, darunter „Hitler auf dem Rütli“, die fiktionale Geschichte des Anschlusses der Schweiz an das Dritte Reich, und die beiden Fernseh-Satiren „Mattscheibe“ und „Talkshow“. Sein letzter Roman „Johannistag“ wurde mit dem Preis der Schillerstiftung ausgezeichnet.

Lewinsky ist auch Autor einer Reihe von Theaterstücken (u. a. „Der gute Doktor Guillotin“). Mit der österreichischen Erstaufführung von „Freunde, das Leben ist lebenswert“ wurde vergangenen April das neue stadtTheater walfischgasse in Wien eröffnet. Das Stück zeigt den erniedrigenden und schließlich vernichtenden Umgang des NS-Regimes mit jüdischen Künstlern. Protagonisten sind Hermann Leopoldi, Fritz Löhner-Beda und Fritz Grünbaum.

Charles Lewinsky: „Ein ganz gewöhnlicher Jude“, Hamburg August 2005, Rotbuch Taschenbuch, 100 Seiten, Preis: 9 Euro, ISBN 3-434-54524-7

Hörbuch „Ein ganz gewöhnlicher Jude“, Autor: Charles Lewinsky, Sprecher: Ben Becker, Inhalt: CD (79 Minuten) und 8-seitiges Booklet, Hamburg Jänner 2006, Hoffmann und Campe Verlag, Preis: 15,50 Euro, ISBN 3-455-30424-9

Mit Schirm, Charme und Käppi

Die verstorbene Batya Gur schrieb den ersten israelischen Krimi – einen Bestseller. Doch es gibt noch viele andere jüdische Autoren. Immer mehr jüdische Krimis kommen auf den Buchmarkt.

EIN KLEINER STREIFZUG VON RAINER NOWAK



FOTO: © CLEMENS FAIRBY

Jüdische Krimis? Was soll an jüdischen Krimis anders sein als an nicht-jüdischen Krimis? Sind jüdische Krimis philosophischer? Subtiler? Mordlustiger? Nachdenklicher? Oder doch gerechter? Ist die Krimibranche gar antisemitisch? So oder so ähnlich fielen die Reaktionen auf meine schüchtern vorgebrachte Ankündigung aus, etwas über jüdische Krimis schreiben zu wollen. Das Dumme daran: Als hauptberuflicher Krimileser habe ich natürlich auch viele jüdische Autoren und/oder jüdische Plots gelesen, aber wirklich große, fundamentale Unterschiede habe ich bisher auch nicht gefunden. Denn: Ein guter Krimi ist ein guter Krimi ist ein guter Krimi. Und darunter gibt es eben auch jüdische. Daher ein kleiner Überblick – quasi mein höchst persönliches „best of“. Mit der Chance, dass dadurch doch noch eine Charakteristik jüdischer Krimis erkennbar wird.

Die erste und beste Krimiautorin schlechthin war die große Batya Gur, die im vergangenen Mai 57-jährig an Krebs verstorben ist. Sie hatte den ersten bedeutenden israelischen Krimi überhaupt geschrieben: ihren großartigen Roman „Denn am Sabbat sollst du ruhen“, der im Milieu der Psychoanalytiker spielt. Mit diesem ersten Fall von Kommissar Ochajon wurde sie 1992 berühmt. Der Protagonist steht ganz klar in der Tradition der Helden der guten alten Hard Boiled-Krimis aus der Feder des großen Raymond Chandler. Hervorragend!

Die Entscheidung, warum sie Krimis schrieb, hat die studierte Literaturwissenschaftlerin mit ihrem Respekt vor literarischen Kalibern wie Leo Tolstoi oder Thomas Mann begründet: „Ein Krimi ist nicht so anmaßend wie ein Roman.“ Und: „Ein Krimi ist das beste Alibi, um etwas zu untersuchen, um nachzuforschen, um tiefer in die Gesellschaft einzudringen.“ Das ist ihr gelungen.

Eine weitere prominente Israelin, die sich an Kriminalgeschichten gewagt hat, ist Shulamit Lapid. Die 1934 in Tel Aviv geborene Schriftstellerin lässt die unkonventionelle Journalistin Lisi Baldichi ermitteln. Problem bei diesen Fällen: Die Story – etwa jene des Romans „Der Hühnerdieb“ – wirkt doch recht konstruiert.

Wie Gur ist auch ein anderer großer Autor jüdischer Krimis bereits verstorben: US-Schriftsteller Harry Kemelman schrieb die Rabbi Small-Reihe. Bereits Titel wie „Am Freitag schlief der Rabbi lang“ oder „Am Sonntag blieb der Rabbi weg“ weisen darauf hin, dass es sich hier um äußerst humorvolle Schilderungen aus dem Leben des Rabbiners Small handelt, der immer wieder den einen oder anderen kleinen Mordfall löst. Das Schöne dran: Die Vorgänge, Probleme und Intrigen innerhalb einer kleinen jüdischen Stadt-Gemeinde werden charmant und fast komisch dargestellt. Kemelman selbst meinte einmal über die Logik, mit der seine Fälle gelöst werden können: „Was Rabbi Small macht, ist das Denken des Talmuds anzuwenden.“

Ein anderes gutes Beispiel für moderne jüdische Krimis: die zwölf Fälle von Lieutenant Peter Decker (Police Department von Los Angeles). Decker ist mit der orthodox-jüdischen Rina Lazarus verheiratet. Die stellenweise recht ironische Auseinandersetzung des harten Polizisten mit dem Judentum bleibt der rote Faden in allen Büchern. Am Beginn steht übrigens ein Mordfall Deckers in der orthodoxen Gemeinde, in der Rina lebt. Die beiden lernen einander kennen, dann lieben – und später tritt Decker sogar zum Judentum über. Im aktuellen zwölften Fall, in „Der Väter Fluch“, geht es um den Sohn reicher Eltern, der die Synagoge von Deckers Frau Rina schändet, indem er Bilder aus Nazi-Konzentrationslagern verstreut. Decker ermittelt, hilft die Synagoge neu zu streichen, vergisst den Fall – bis der jugendliche Vandal ermordet wird. Die Frage, wer dahinter steckt, wird natürlich gelöst. Waren es Drogenbosse? Eine Motorradgang? Oder hat Deckers jüdischer Stiefsohn etwas damit zu tun?

Faye Kellerman gelingt das Kunststück, gute Plots zu konstruieren, den Polizeialltag, exakte Stadtbeschreibungen und Informationen über religiöse Hintergründe zu verweben. Und es ist wirklich amüsant, wenn der raue Ermittler mit Kollegen im Burger-Laden in Versuchung geführt wird, nicht koscher zu essen. Oder wenn er am Sabbat zu einem Mordfall gerufen wird. So viel sei verraten: Nicht immer ist der Sabbat heilig. ■

Yiddishpiel Theater Tel Aviv zu Gast in Wien

Die vom Jüdischen Institut für Erwachsenenbildung veranstaltete Jüdische Theaterwoche geht heuer bereits in ihr elftes Jahr. Zu Gast ist vom 27. September bis 2. Oktober erneut das Yiddishpiel Theater Tel Aviv, Spielort das Theater Akzent.

EIN VORBERICHT VON ALEXIA WEISS.

Mit zwei Stücken wartet die israelische Truppe heuer auf – mit „Di Parry Sisters“ sowie mit „Di lezte Libe“. Letzteres stammt aus der Feder von Isaac Bashevis Singer und erzählt die Geschichte eines älteren Mannes, der sehr viel Schmerz erlitten und seinen Glauben an Gott verloren hat, nachdem seine Familie im Holocaust ermordet wurde. Nun beginnt er, dank der Liebe, die ihm plötzlich begegnet, wieder Licht in seinem Leben zu sehen, Emotionen zuzulassen und seinen verloren gegangenen Glauben wiederzufinden. Es spielen Jakov Bodo, Shmuel Atzmon, Annabella und Lora Sahar. Regie führt A. Shapiro, die Musik ist von Avi Binyamin, die Ausstattung von Alexander Liansky.

In „Di Parry Sisters“ wird die Geschichte der gleichnamigen Formation erzählt, die mit ihren Auftritten in Bars, Varietés und Theatern in Amerika zur Legende wurde. Malka, „die Königin“, und Chaje, „die Lebendige“, zwei Schwestern aus Kiew, waren von dem Wunsch beseelt, nach New York zu gehen. In Ellis Island wird ihnen ein neuer Name verordnet: Sie heißen nun Mermet und Claire Parry. Begleitet werden sie von Herschel Babushkin.

Wie tausende andere Emigranten auch, müssen sie jede Arbeit annehmen, die sich ihnen bietet. Malka arbeitet als Näherin, Chaje verkauft Bagels. Malka und Herschel leben jüdisch traditionell. Die lebenslustige Chaje singt dagegen auch gerne auf der Stra-

ße und fällt dabei dem jungen Assistenten eines Theaterdirektors auf. Das sich daraus ergebende Vorsingen missglückt zwar, doch zwischen Samuel Bernstein und Chaje ergibt sich eine Liebesgeschichte. Und schließlich passiert es dann doch: In einer Bar wird Chaje entdeckt und es hagelt Angebote. Die Karriere der beiden Schwestern hat begonnen.

In diesem Bühnenstück von Michaela Ronzoni spielen Traicy Abramovich, Andrei Kashkar, Uri Kovalsky, Gera Sandler, Israel Treistman, Monika Vardimon und Helena Yaralova. Es inszeniert Piotr Szalsza. Die Musik stammt von Lena Kopelevitch und Jerzy Kluzowicz.

Das Jiddische Theater in Israel „Yiddishpiel“ wurde 1987 auf Initiative des damaligen Oberbürgermeisters von Tel Aviv, Shlomo Lahat, und des Ministeriums für Erziehung und Kultur in Tel Aviv gegründet. Die Idee war, ein Repertoire-Theater in „Mame Luschen“ – der jiddischen Sprache – aufzubauen. Zum Ensemble gehören arrivierte Schauspieler der jiddischen Theaterszene, aber auch junge Schauspieler, für die das Jiddische eine neu zu erlernende Sprache ist.

Seit seiner Gründung inszenierte das Yiddishpiel Theater fast 50 Produktionen, die sowohl in Israel, als auch bei Gastspielen – darunter eben auch mehrmals in Wien – gezeigt wurden. Das Theater wurde auch bereits mehrfach ausgezeichnet. ■



„Di lezte Libe“



„Di Parry Sisters“

Vorstellungen:

„Di Parry Sisters“
27./28./29. September
Beginn: 19.30 Uhr
Ort: Theater Akzent

„Di lezte Libe“
1./2. Oktober
Beginn: 19.30 Uhr
Ort: Theater Akzent

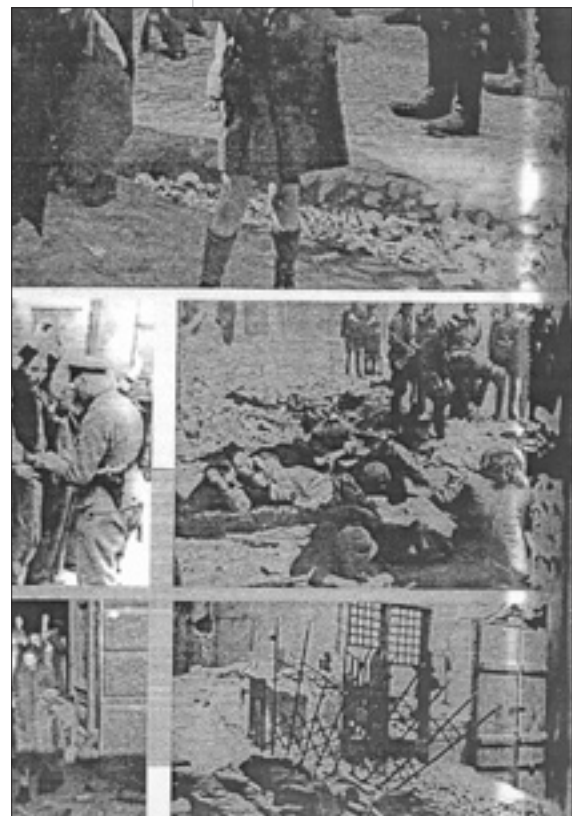
Alle Vorstellungen mit deutsch/
russischer Übersetzung.
Vorverkauf und Kartenreservierung
im Theater Akzent:
Tel: 01-501 65-3306
E-Mail: akzent@akzent.at

Ohne Kommentar

Ein Foto – zwei Aufnahmeorte.
Während „News“ die Szene Wien im Jahr 1945 zuordnet, wurde das Foto laut Yad Vashem, der Holocaust Gedenk- und Forschungsstätte in Jerusalem, in Warschau aufgenommen. Aufgefallen ist die Diskrepanz der israelischen Botschaft in Wien.



In „News“ Nummer 13 vom 31. März war zu lesen: „6. April 1945: Letztes Aufgebot: Während sich in der Stadt Flüchtlinge und Ausgebombte drängen, beginnt in Favoriten die ‚Schlacht um Wien‘. Die Wehrmacht schickt ihre letzten Reserven.“



In einem Buch von Yad Vashem ist dieses Bild im Kapitel „The Warsaw Ghetto uprising“ erschienen. Titel des Buches: „To Bear Witness. Holocaust Remembrance at Yad Vashem“, herausgegeben von Bella Guttermann und Avner Shalev, Jerusalem 2005.

Rätselhaftes in Jiddisch ...

... und anderen Sprachen

VON MICHAELA SPIEGEL

1			2	3		4	●	5	6
	●	●	7		●	8	9		
●	10	11							
●	12				●	●	13		
●	14				15	16	●	17	
●	18		●	●	19		20		
21			22						●
23				●	24		●	●	●
25		●	●	●	26		27	28	29
	●	30	●	31					
32			33				●	●	
●	●	34					35	●	
●	●		●	●	36			●	
37						●		●	●

WAAGRECHT

1. Wenn man das macht, wo man kann, ist man gierig ab und an
5. kurzes Bundesgymnasium
7. auf Französisch von hinten gelesen
8. Nichtjude, hier in Gegenrichtung
10. Nichtjude, hier um zu renommieren?
12. englisches Warten, hier gänzlich durcheinander
13. Häng einen ober an die Acht, ein Teil des Herbstes ist gemacht
14. Verdopple trommelnd den Geschmack, dann hast du Anmut, Sinn, Verstand im Pack
15. kurzes auf dem
17. Steigen Ballon oder Stimme in gewisse Höhen, musst du dich nach diesem Element umsehen
18. französisches Du
19. Hängst du dem Wink „se“ hint' an, diese Deutung helfen kann
21. Beschwatzen, sagt man, kurz und gut, und dennoch nimmt es dir den Mut
23. der 8 waagrecht hier richtig gerichtet
24. deutsches Pronomen, gänzlich sächlich
25. österreichische Kapitale ohne Selbstlaut
26. als Hund beschimpft und auch gemein, willst nicht mit ihm befreundet sein
31. Der Zerstörung fehlt ein P und dennoch bringt sie dir nur Weh
32. „Nicht um unsertwillen“ sollst du den Begriff erkennen, aus zwei Wörtern, hier ausnahmsweise nicht zu trennen
34. Er schaute ja nur!
36. Berliner Nein von rechts
37. „Aus dem Buch erfährst du alles, liest von Seligkeit und ...?

SENKRECHT

1. kurze Compagnie
2. „Der Winter kam und wer mit ihm?“
3. Bist du's jiddisch, bist vertraut, auf Deutsch verstaunt, flach angeschaut
4. short new language education
5. Viel Meloche und wenig was? Und häng dem Rätsel zuliebe ein N hinten dran!
6. viele, viele Christinnen
9. lateinisches Ich, und hoffentlich gut ausgeprägt!
10. Lässt du jiddisch etwas frei, mach's mit Geld, sei es wie's sei
11. Das bisschen Arbeit ist ein Dienst, den du erweist dir, weil du's verdienst
15. unter dem Gewand getragen, sieht man nur die Fäden ragen
16. Diesem Peter fehlt das R, er sonst vielleicht kein Nörgler wär
20. kleiner engl. Herr
21. Dieses Geschenk kannst du dir behalten
22. französisches Pronomen
27. short long order
28. 22 senkrecht deutsch
29. jiddisch tausend und von unten
30. Lässt du dir diese köstlich munden, wirst rollen wie sie deine Runden
33. kurze amerikanische Filmmetropole oder französischer Artikel
35. This is the what, Jim Morrison?



Dajgezzen und Chochmezzen*

Der Zwiekommentar von Erwin Javor und Peter Menasse

Javor: Es ist wahrhaftig ein Treppenwitz der Geschichte, dass sich sowohl in Israel als auch in Österreich die „Blauen“ und die „Orangen“ bekämpfen. In Israel haben die Abzugsgegner die Farbe Orange und die Befürworter des Abzugs Blau als ihre Symbolfarbe gewählt.

Menasse: Früher ist man ja noch mit rechts und links ausgekommen, aber seit einiger Zeit versucht man die traurige Dunkelheit der Politik mit Farben aufzuhellen. Schrecklich ist nur, dass man jetzt ganze Teile seiner Garderobe nicht mehr tragen kann.

Javor: Die Erbitterung zwischen Orange und Blau ist in beiden Ländern groß, nur bei den Österreichern wirkt das mangels echten Anlasses schon ziemlich lächerlich. Die streiten sich ja nur um den Nachlass einer komplett bankrotten Leiche.

Menasse: Nach den nächsten Landtagswahlen wird man in Österreich ohnehin nicht mehr von Orangen, sondern höchstens noch von Kumquat reden können.

Javor: Was sind Kumquat?

Menasse: Das sind kleine orangefarbene Früchte mit bitterem Geschmack. Manche sagen auch Zwergorangen dazu.

Javor: Die Blauen werden ja hoffentlich dann auch nur mehr ein brauner Fleck in der politischen Erinnerung sein.

Menasse: Zwetschgenröster, um in der bunten Welt der Früchte zu bleiben.

Javor: Aber die Regierung wird das alles gelassen hinnehmen. Die haben sich mit Superkleber an ihre Sessel angepickt. Und die ÖVP wendet einfach ihren erprobten Taschenspielertrick aufs Neue an.

Menasse: Was meinst du damit?

Javor: Wenn sie nicht mehr weiter wissen, präsentieren sie einfach einen Schuldigen. Beim Waldheim waren es die „bekannten Kreise von der Ostküste“. 1999 die EU-Länder, die Österreich unter „furchtbare Sanktionen“ gestellt haben. Und jetzt, wo sie kein Rezept gegen die zunehmende Arbeitslosigkeit finden, baut Schüssel die Deutschen zu Feindbildern auf.

Menasse: Na ja, nicht alle Deutschen, sondern nur die „rot-grünen“ Deutschen. Er kann ja die Wiedervereinigung als Ganzes nicht angreifen, also nimmt er Hartz 4 als Chiffre. Aber gemeint ist natürlich: Die Piefke sind schuld an der österreichischen Misere.

Javor: Eine andere Strategie, die auch immer funktioniert, ist der „Schulterschluss“. Nach den Hochwassern von 1999 und 2002 sind offensichtlich nur unzureichende Maßnahmen getroffen worden, um so etwas für die Zukunft zu verhindern. Also stellt sich der Vizekanzler vor die Kamera und fordert als Ersatz für eigene Maßnahmen einfach einen Schulterschluss der Bevölkerung.

Menasse: Na ja, daher kommt ja auch unsere Nationalflagge: ein roter Kopf vor Ärger, ein weißer Hals, weil nie die Sonne scheint, und wundete Schultern vom Ausbügeln der Regierungsversäumnisse.

Javor: Schön schauen wir aus.

* **dajgezzen:** sich auf hohem Niveau Sorgen machen; **chochmezzen:** alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich einem selbst – sich mehr auskennt.

IT TAKES A VILLAGE



FOTO: © PETER RIGAUD

VON
MARTIN
ENGELBERG

Die Kultusgemeinde bzw. Präsident Ariel Muzicant hat sich in den letzten Monaten ein wenig von einer „Kampf-Gruppe“ wegbewegt. Von einer Gruppe also, die sich bisher überwiegend und fast als Selbstzweck in einen Kampf gegen tatsächliche und vermeintliche äußere und innere Feinde verstrickt hatte.

So wurde eine Einigung mit jener Regierung erzielt, die noch vor kurzem ein „Hauptfeind“ war, ist Österreich – laut Meinung von Muzicant – nicht mehr ein Land, wo laufend antisemitische Übergriffe stattfinden und die eigenen Kinder fliehen mussten, sondern er sagt im Fernsehen, er sei gerne Österreicher und seine Kinder sind tatsächlich auch wieder aus dem Ausland zurück. Sogar Hans Dichand wird hochoffiziell die Absolution erteilt.

Die inneren „Feinde“ – also jede Opposition – hat sich von der Kultusgemeinde ohnehin abgewandt. Und so wurde die IKG vom Präsidenten jüngst befriedigt für befriedet erklärt.

Nunmehr schickt sich unsere Gemeinde dazu an eine „Versorgungs-Gruppe“ zu werden. Mit dem Motto: Wählt uns, lasst uns arbeiten, wir bauen euch immer neue Einrichtungen, Schulen, Altersheime, Sportklubs, euch wird es gut gehen, ihr werdet glücklich sein und dafür sollt ihr uns lieben. Hier verhält sich die Führung sehr ähnlich wie Eltern, die Kinder als notwendiges Übel erleben, sich eigentlich gestört fühlen, aber dennoch auf die Liebe der Kinder bzw. genauer ge-

sagt auf deren Verehrung, Anerkennung, Dankbarkeit angewiesen sind.

Wir kennen solche Eltern, die ihren Kindern zwar lieblos und gefühllos gegenüberstehen, sie aber andererseits mit Geschenken überhäufen und von den Kindern dann Liebe und Zuneigung erwarten. So entstehen einerseits wohlstandsverwahrloste Kinder mit den bekannten Problemen von Beziehungslosigkeit, innerer Leere, mangelnder Identität usw. – und andererseits Eltern, die nichts verstanden haben und verstehen, meinen, sie hätten doch so viel getan, und die ihre Kinder für undankbare Geschöpfe halten.

Dieses Szenario droht unserer Gemeinde. Wir erhalten von unserer Führung immer neue Einrichtungen – über Art und Umfang der geplanten Großprojekte werden wir in jeder Ausgabe der „Gemeinde“ genauestens informiert. Und es wird von uns erwartet, dass wir unsere Führung dafür preisen und loben und vor allem – wieder wählen. Gleichzeitig werden aber die bereits bestehenden und neuen Einrichtungen immer weniger besucht, man hat das Gefühl, es weht in ihnen ein kalter Wind, es sind keine Orte, wo Menschlichkeit, Wär-

me, Intellektualität oder Inspiration herrschen.

„It takes a village“ ist zu einem sehr beliebten Motto in den USA geworden: Alle müssen mithelfen, mitmachen. Wir, die Mitglieder dieser Gemeinde, müssen unser Schicksal und das unserer Kinder in die eigenen Hände nehmen. Die Einrichtungen der Gemeinde, den Tempel, die Schule, die Arbeit der Kultusgemeinde insgesamt mit Inhalten, mit Menschlichkeit und Wärme versehen, Eigenverantwortung und Initiative fördern, die (gewaltigen) Ressourcen der Mitglieder der Gemeinde nutzen, die Verschiedenheit anregen, fördern und einbinden.

Selbstverständlich braucht es dafür dennoch eine Führung, aber eine, die genau diese Ziele fördert, unterstützt, koordiniert. Deren Bedürfnis, geliebt und auf die Schulter geklopft zu werden, nach Anerkennung und durchaus auch nach materieller Entschädigung sich aber in einem akzeptablen Bereich bewegt. In einem Bereich, wo eine erwachsene, reife Gruppe entstehen kann – und das wäre es auch, was unserer Gemeinde zu wünschen wäre. ■

Alltags- geschichten



VON
ERWIN
JAVOR

Anwar Sadat und Menachem Begin schlossen vor 26 Jahren ein Friedensabkommen, das Israel und Ägypten innerhalb eines bilateralen Vertragswerkes zu Konzessionen verpflichtete. Im Gegensatz dazu stellt der nun erfolgte Gaza-Rückzug eine einseitige Vorleistung Israels dar.

KOMMENTAR

Der Abzug erinnert zwar an das gelungene Camp-David-Abkommen und die Rückgabe der Sinai-Halbinsel an Ägypten, allerdings war Ariel Sharon jetzt gezwungen, alleine Fakten zu schaffen. Ohne Gegenleistungen der Palästinenser wurden israelische Siedlungen evakuiert. Ein Vorgehen, das meiner Meinung nach mehr Anerkennung in der Presselandschaft verdient hätte. Doch nichts scheint hartnäckiger als eine einmal vorgefasste Meinung.

Im überwiegenden Teil der internationalen Pressekommentare wurde die einseitige Berichterstattung der letzten Jahre fortgesetzt. Rund 6.000 Journalisten aus aller Welt haben an einem der größten Medienspektakel dieses Jahres teilgenommen und wurden damit Zeugen eines äußerst schmerzhaften Prozesses. Tränen flossen nicht nur bei den Siedlern, sondern auch bei den Soldaten. Journalisten, die im Vorfeld von einem „drohenden israelischen Bürgerkrieg“ und von der Gewaltbereitschaft der Siedler berichteten, wurden eines Besseren belehrt. Die gut vorbereitete Armee konnte die Siedler ohne Gewalt zu einem friedlichen Abzug bewegen und verhalf damit der Demokratie zum Sieg. Das hinderte aber viele

Medien nicht daran, die Evakuierung der Siedlungen in Gaza und im Westjordanland als rein taktisches Manöver der israelischen Regierung darzustellen.

In Wahrheit wäre dieser wichtige Schritt Israels die Basis für die richtigen Antworten der palästinensischen Behörde. Die Angst besteht, dass dieser Rückzug nicht als neue Chance der Annäherung, sondern als Zeichen von Schwäche und als Ermutigung für die Hamas und andere Hardliner gesehen wird. Diese wohl nicht unberechtigte Angst kann nur genommen werden, wenn der Gazastreifen eine ordentliche Verwaltung erhält und nicht zu einem Aufmarschgebiet des palästinensischen Extremismus verkommt. Rund 3.000 Anhänger der islamischen Bewegung Hamas sind durch die Stadt Khan Yunis marschiert, um den israelischen Abzug aus dem Gazastreifen zu feiern. Unter ihnen waren mehrere hundert maskierte Kämpfer mit Raketenwerfern und Gewehren.

In einer Ansprache sagte ein Hamas-Funktionär: „Widerstand ist der einzige Weg zum Sieg. Dies ist nur der erste Schritt zur Befreiung von ganz Palästina mit Jerusalem.“ „Dies ist der Anfang vom Ende des zionistischen Projekts in der Region“, erklärte Khaled Mechaal,

Leiter des politischen Büros der Hamas. Und Hamas-Chef Chaled Maschal kündigte jetzt schon die Fortsetzung des Kampfes an, „bis das zionistische Projekt beendet ist“. Präsident Mahmud Abbas verkündete: „Erst Gaza, dann Jenin und dann Jerusalem.“

In Gaza sind aber jetzt nicht große Worte, sondern Investitionen notwendig, und dafür sollten sich zur Abwechslung auch einmal die arabischen Bruderstaaten verantwortlich fühlen. Denn im Gegensatz zu der Spendenbereitschaft der Juden aus aller Welt für Israel haben die arabischen Staaten das palästinensische Volk in der Vergangenheit wirtschaftlich schmäählich im Stich gelassen und für politische Manöver missbraucht. Jetzt gäbe es für die arabische Welt eine gute Gelegenheit, den Wirtschaftsaufbau und die Schaffung von Arbeitsplätzen für das Heer der Arbeitslosen unter den 1,2 Millionen Einwohnern des Gazastreifens massiv zu unterstützen. Umso mehr, wenn man bedenkt, dass sich der Erdölpreis in den letzten drei Jahren – bei gleich bleibenden Produktionskosten – mehr als verdreifacht hat. Die notwendigen Gelder könnten daher leicht aus deren Portokassa bezahlt werden. ■

Leserbriefe



NU 19, Interview mit Istvan Szabo, und NU 20, Restitution sowie East End

„Vor einigen Monaten, habe ich NU entdeckt, ganz zufällig. Gerne hätte ich schon viel früher etwas über diese Zeitschrift erfahren. Für einen Ex-38er, der weit weg von Wien wohnt, sind die Artikel, die im NU gedruckt werden, höchst interessant und öfters ganz wichtig. (...)“

(...) Das Interview mit Istvan Szabo fand ich besonders interessant. Letztens die Artikel über Restitutions-Angelegenheiten und die Story wegen London. Immerhin ist alles von einem frischen, munteren Standpunkt aus geschrieben.

Mit besten Wünschen für den weiteren Erfolg des NU!“

Kurt Y. Tutter, Kanada

NU dankt und wünscht weiterhin angenehme Lektüre!



NU 20, „Versunkene Welt“ (East End)

„Sie schreiben: ‚Ich fand viele Bewohner in solcher Armut, dass man es sich nicht vorstellen kann, wenn man es nicht gesehen hat‘, berichtete John Wesley, der Begründer der Heilsarmee, im Jahr 1777 von einem Besuch im East End. Dies ist sachlich falsch.“

Begründer der Heilsarmee war William Booth. Die Heilsarmee entstand auch erst im Jahre 1865 – also knapp 100 Jahre nach dem Wesley-Zitat – in Ost-London als „Christliche Mission Ost-London“ und seit 1878 führt sie den Namen Heilsarmee. John Wesley ist mit seinem Bruder zusammen der Gründer der Methodisten und hat nur insofern mit der Heilsarmee zu tun als William Booth – bevor er die Heilsarmee ins Leben rief – Prediger, Evangelist und Gemeindeleiter bei den Methodisten war.“

Herzlichen Dank von der NU-Redaktion an Michael Schröder (Die Heilsarmee – Jakob Junker Haus, Hamburg) für diesen Hinweis.

DES RÄTSELS LÖSUNG ...

WAAGRECHT

1. CHAPPEN, 5. BG, 7. UL = LU, 8. LERO = OREL, 10. PARADEGOI, 12. AWIT = WAIT, 13. OCT, 14. TAMDAM, 15. AM, 17. HE, 18. TU, 19. RIMES-SE, 21. BEDIBBERN, 23. OREL, 24. ES, 25. WN, 26. KELEF, 31. KAP-P-ORE, 32. LAU LONE, 34. GAFFTE, 36. EEN = NEE, 37. DALLES.

SENKRECHT

1. CO, 2. PURIM, 3. PLATT, 4. NLE, 5. BROCHE-N, 6. GOITES, 9. EGO, 10. PATTERN, 11. AWAUDE, 15. ARBEKANFES, 16. MIESEPETE-R, 20. MR, 21. BOWEL, 22. IL, 27. LO, 28. ER, 29. FELIE = EILEF, 30. KUGEL, 33. LA, 35. END.



P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

Impressum:

Herausgeber und Medieninhaber:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479

Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/715 05 45-15

BA-CA (BLZ 12000) Kto.-Nr. 08573 923 300

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert? Dann wenden Sie sich doch bitte schriftlich an die Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479. Oder Sie bestellen Ihr Abonnement per Mail an office@nunu.at bzw. telefonisch unter 0664/300 77 06 oder per Fax unter +43 1 715 05 45-15. Der Jahres-Abo-Preis (vier Hefte) bei Postzustellung im Inland beträgt 10 Euro, innerhalb der Europäischen Union 15 Euro, außerhalb Europas 20 Euro.

Mitarbeiter dieser Ausgabe:

Martin Engelberg, Erwin Javor, Christof Janitschek (grafisches Konzept), Peter Menasse (Chefredakteur), Fritz Neumann, Rainer Nowak, Axel Reiserer (London), Danielle Spera, Michaela Spiegel, Barbara Tóth, Alexia Weiss (stv. Chefredakteurin)

Satz & Layout :

echokom werbeagentur ges.m.b.h, 1070 Wien, Schottenfeldgasse 24, Tel.: +43/1/526 26 76-0

Druck:

Gröbner Druck Gesellschaft m.b.H., 7400 Oberwart, Steinamangerer Straße 161

Offenlegung gemäß Mediengesetz:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Postfach 1479. Obmann: Johann Adler,

Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor.

Grundsätzliche Richtung: NU ist ein Informationsmagazin für die Mitglieder der IKG und für ihnen nahe stehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.